Russische Köpfe

von

Prof. Dr. Theodor Schiemann

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00117034 9

eis 1 M. Kr. 1,50
Männer und Völker

Männer und Völker

Russische Köpfe

Russische Köpfe

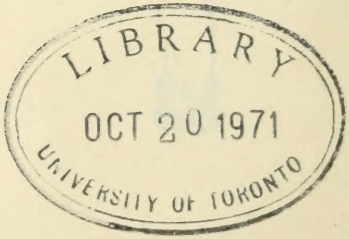
Von

Dr. Theodor Schiemann
Professor der Geschichte
an der Universität Berlin

1916

Verlag Ullstein & Co, Berlin

DK
37
S35



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1916 by Ullstein & Co, Berlin.

Inhalt

Seite

Peter der Große 11

Drei deutsche Russen:

Ostermann, Münnich, Ernst Johann Biron 61

Katharina II. und Potemkin 87

Alexander I. 125

Michail Alexandrowitsch Bakunin 171

Von Nikolaus I. zu Nikolaus II. 205

Zeittafel 241

Peter der Große

Das Rußland, das vor unseren Augen zusammenzubrechen schien und dessen fernere Zukunft vorherzusagen wohl auch der scharfsinnigste Kenner russischer Dinge nicht unternehmen wird, ist das Rußland Peters des Großen.

Es ist nicht jenes alte Rußland, das einst kühne Skandinavier vor über tausend Jahren zu staatlichem Leben geführt haben, und das, wie es scheinen konnte, seine Hauptstadt am Bosporus und sein Heiligtum in der Hagia Sophia zu finden bestimmt war; auch nicht das Rußland, welches sich durch zweieinhalb lange Jahrhunderte vor der rohen Willkür der Tatarenkhane von Sarai beugen mußte; endlich auch nicht das Rußland der Großfürsten, die in finsterer Majestät im Kreml von Moskau thronten, als Erben eben jener Tataren, von deren Joch ein glücklicher Zufall, nicht ein glorreicher, verjüngender Befreiungskampf die Nation erlöst hatte.

Dieſes alte Rußland war ein orientaliſches Reich, deſſen Stirn nach Oſten, nicht nach Weſten gerichtet war, deſſen Kultur ſtehengeblieben war im Bannkreis des 13. Jahrhunderts, ohne deſſen Ideale, den Trutz des Rittertums, den ſüßen Minnedienſt oder den harten Stolz ſelbſtbewußter bürgerlicher Kraft in ſich aufgenommen zu haben. Nur empfangend, nicht gebend, aber empfangend aus halb verſiegter Quelle. Aus dem Born der immer mehr verknöchernden byzantiniſchen Welt ſchöpfte es ein totes Kirchentum, das in der Form, nicht im Weſen das Heil ſuchte, aus ihm in ungeſchickt kindlicher Nachahmung ſeine Kunſtideale, und nur auf dem Umwege über Polen, aus verhaßter Hand, wurden ihm kümmerliche Brocken aus der Gedankenwelt des Abendlandes zugeworfen. Schon damals, im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ſah die ruſſiſche Nation, ſoweit ſie überhaupt über ihre Grenzpfähle hinausblickte, in dieſer abendländiſchen Welt einen Feind. Als in den Tagen des falſchen Demetrius die Polen in den Kreml von Moskau ihren Einzug hielten, eine Polin im Kreml zur Zarin gekrönt wurde, und der fremde Glaube ſich neben dem alten Glauben aufzurichten begann, polniſche Sitten und polniſche Sprache ſich aufzudrängen

suchten, da trug die Nation es nicht länger und eine Erhebung alles Russischen warf die Eindringlinge zum Lande hinaus.

In bewußter Reaktion gegen das durch Polen vertretene Abendland ist dann an Stelle der ausgestorbenen Linie des alten Herrscherhauses ein neues Geschlecht erhoben worden: die Romanows. Eine der vielen Frauen Iwans des Schrecklichen war eine Romanow gewesen. Ihr Brudersson war wegen dieser zu nahen Verwandtschaft — als Bruder Philaret — zum Mönch geschoren worden, hatte aber dann eine glänzende Laufbahn in der russischen Hierarchie gemacht. Er lag in polnischer Gefangenschaft in der alten Deutsch-Ordensfeste Marienburg, als am 7. Februar 1613 durch eine mehr zufällige als umfassende Vertretung der Bevölkerung des Reichs sein Sohn Michail Feodorowitsch Romanow zum Zaren gewählt wurde. Dieser erste Romanow ist der Großvater Peters des Großen. Ein roi fainéant, für den der zum Patriarchen erhobene Philaret und dann Günstlinge regierten, einunddreißig lange Jahre hindurch. Sie haben, wie auf diesem Boden zu geschehen pflegte, ihre Macht rücksichtslos mißbraucht, und ganz dasselbe gilt auch von der Regierung des zweiten Romanow, Alexei Michailowitsch,

die wiederum einunddreißig Jahre währte und eine lange Reihe blutiger Kriege nach außen und verzweifelter Aufstände im Innern des Reiches brachte. Beide Zaren zeigten wirkliches Interesse nur an geistlichen Dingen. Von dem Zaren Alexei Michailowitsch ist glaubwürdig überliefert, daß er jeden Morgen sich fünfzehnhundertmal in der Kirche vor den Heiligenbildern verbeugte, so daß seine Stirn den Boden berührte, eine geistliche Übung, die auch einem wohlgeordneten Kopf das geistige Gleichgewicht genommen hätte. Trotzdem sind die Jahre, die zwischen 1613 und 1676, dem Todesjahr Alexeis, liegen, eine Zeit bedeutsamer Wandlungen. Rußland war durch seine Polen- und Schweden-Kriege gezwungen, in politischen und diplomatischen Zusammenhang mit dem Abendlande zu treten, die furchtbare Verwilderung der Nation nötigte diese ersten Romanows, sog. Semskije Ssobory zu berufen, die eine Art beratender Volksvertretung darstellten. Auch eine Kodifikation des geltenden Rechts erfolgte. Endlich treten uns die ersten Anfänge europäisch organisierter Truppenkörper in dieser Zeit entgegen. Fremde zogen ins Land, und namentlich bei Moskau entstand eine Vorstadt, in der europäisches Leben ziemlich unbehindert pulsierte. Es war

die sog. Nemetzkaja Sloboda, die deutsche Vorstadt, wobei aber daran festzuhalten ist, daß unter der Bezeichnung nemetzki, deutsch, alles zusammengefaßt wurde, was nicht russisch oder polnisch war.

Nun ist der Zar Alexei Michailowitsch zweimal vermählt gewesen. Seine erste Gemahlin war eine Miloslawski polnisch-litauischer Herkunft. Er hatte von ihr zahlreiche Töchter und zwei Söhne, Fedor und Iwan. Aber alle Kinder aus dieser Ehe waren körperlich und zum Teil auch geistig nicht normal. Fedor, ein Schwächling, der nach sechsjähriger Regierung am Skorbut starb, Iwan, ein fast blinder Idiot. Die zweite Gemahlin des Zaren, Natalie Naryschkin, aus einem Geschlecht wahrscheinlich tatarischen Geblüts, aber gebar am 30. Mai 1672 dem bereits greisen Herrscher einen Sohn, der geistig und körperlich ein Hüne an Kraft war: Peter. Schon damals ist die Legitimität dieser Geburt in Frage gestellt worden. Peter selbst hat, als er bereits der Große Zar war, bei einem jener Gelage, die ihm, der ohnehin mit seinen Gedanken nicht zurückhielt, die Zunge noch mehr als gewöhnlich lösten, an dem Problem gerührt. „Dieser hier" — so rief er und

zeigte auf Iwan Mussin Puschkin — „weiß wenigstens, daß er der Sohn meines Vaters ist. Von wem aber komme ich her? Bist du es, Tichon Treschnew? Gehorche! Sprich ohne Furcht! Sprich oder ich erdrossele dich ..." „Gnade, Herr! Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich war nicht allein ..."

Der kranke Fedor hat bis 1682 regiert, nach seinem Tode riß eine seiner Schwestern, Sophia, das Regiment an sich, allerdings nur als Regentin für die beiden noch überlebenden Brüder, den blöden Iwan und Peter; aber faktisch ist sie die alleinige Herrin gewesen, und in gärender Zeit hat sie mit fester Hand die Zügel gehalten. Ein Günstling, Wassili Golitzyn, der seine Bildungsideale im benachbarten polnischen Magnatentum fand, und die Verwandten der Mutter Sophias, die Miloslawski, standen ihr zur Seite. Aber das Wesentliche hat sie doch immer selbst zu tun vermocht. Auch sie war nicht ganz normal. Von monströser Dicke, mit rundem breiten Kopf, wie eine Tonne, sagt ein Zeitgenosse, aber sie war verschlagen, von männlichem Verstande und voller Herrschsucht. Peter hat von ihr gesagt, es sei schade, daß sie bei ihrem Verstande so gar böse und hinterlistig sei.

Sie begann damit, daß sie die Strelitzen an sich fesselte, das sind die in Moskau stationierten Schützenregimenter, die wohl am ehesten mit den Janitscharen zur Zeit ihrer Dekomposition verglichen werden können. Von ihnen ließ sie sich die Regentschaft übertragen und mit ihrer Hilfe hat sie das rivalisierende Geschlecht der Narytschkin und deren Anhänger dezimiert. Dann verstand sie es, die übermütig Gewordenen zum Gehorsam zurückzuführen und einen Versuch der fanatisch-intoleranten Sekte der Altgläubigen, ihre Weltanschauung, die nach allen Richtungen hin einen Rückschritt bedeutet hätte, zur Geltung zu bringen, energisch und unbarmherzig zurückzuschlagen. Als das Jahr 1682 zu Ende ging, saß sie fest auf dem usurpierten Thron, und so hat sie sieben Jahre lang ihr Glück genossen, wenn auch nicht ungetrübt.

Ihr Stiefbruder, der kleine Peter, wuchs in diesen Jahren zum Jüngling heran, und nichts wies darauf hin, daß in ihm sich die weichen Naturen der ersten Romanows wiederholen würden. Gerade daß er mit der Mutter aus der Residenz in eines der Dörfer der Umgegend, Preobraschenskoje, verbannt worden war, sollte ihm zum Heil gereichen. Nicht unter dem Zwang

einer ins Barbarische verzerrten, byzantinischen Etikette, sondern in voller Freiheit wuchs er heran. Keineswegs ein frühreifes Ingenium. Er war drei Jahre alt, ehe es möglich war, ihn von der Brust der Amme zu entfernen, noch in seinem elften Jahre konnte er weder lesen noch schreiben. Wie andere Knaben auch, hat er seine Spielgefährten auf der Gasse gefunden und dort seine ersten Lebenserfahrungen gewonnen. Nur daß die Gasse in Rußland schmutziger war als im europäischen Abendland, die Umgangsformen des gemeinen Mannes auch gemeiner, als man sie in der gewiß nicht prüden Welt des 17. Jahrhunderts sonst findet, und dieser Duft der russischen Gasse hat ihm auch bis an sein Lebensende angehaftet. Er hat die Empfindung des Ekels nie gekannt, sein geistiger und physischer Geschmack war in dieser Hinsicht ebenso abgehärtet, wie sein sich gewaltig entwickelnder Körper in dem ungebundenen Treiben, dem er sich hingab, hart wurde. Mit sechzehn Jahren kann er, wie seine Schulhefte zeigen, nur höchst ungelenk schreiben, dazu addieren und subtrahieren. Was er sonst schulmäßig lernte, wissen wir nicht, aber es charakterisiert ihn, daß er später seinen Hauptlehrer Sotow zum Hofnarren machte.

Sein Blick war von vornherein auf alles Praktische gerichtet. Er hat den Trieb der Nachahmung; wo er ein Handwerk treiben sieht, muß er sich darin versuchen, und er ruht nicht eher, als bis er so weit ist, es seinem Lehrer gleichzumachen. Dabei entfaltet er eine, man möchte sagen unbarmherzige Gründlichkeit, die mitunter kindisch erscheint, aber fast immer zum Ziel führt. Im allgemeinen waren es kleine Leute, die er an sich heranzog. Stallknechte, Handwerker, Fischer, mit deren Söhnen er Soldaten spielte, erst seit 1687, als diese Spiele ernster wurden, schlossen sich auch die Söhne russischer Edelleute ihm an: ein Golitzyn, der seine Briefe zu unterzeichnen pflegte: „Dein besoffener Boriska", ein Buturlin, ein Matwejew und andere. Vor allem aber waren es die Fremden aus der sog. deutschen Vorstadt Moskaus. Der Holländer Franz Timermann und ein anderer Holländer, Karsten Brand, der die bei Peter erwachende Leidenschaft für das Seewesen förderte und ihn auf dem See von Perejaslawl mit Wind und Wellen kämpfen lehrte. Seine Soldatenspiele aber führten zur Organisation eines nur ihm gehörigen, europäisch gedrillten und erzogenen Regiments. Das waren die Preobraschensker, später

sein erstes Garderegiment, dessen erster Oberst ein Herr von Mengden, ein Kurländer, geworden ist. Auch eine Festung erbaute er sich an den Ufern der Jausa, Preßburg, die er mit wirklichen Kanonen armierte und die er stürmen und verteidigen ließ, ohne der Verwundeten und Toten zu achten, die diesem Treiben zum Opfer fielen. Daran schlossen sich wilde und lärmende Gelage, und es ist wohl begreiflich, daß die Mutter schließlich in ernster Sorge auf ihn blickte.

Um ihn häuslicher zu machen, hat sie ihn am 27. Januar 1687 mit Eudoxia Lapuchin vermählt, der bildschönen, aber ganz in altrussischen Vorstellungen lebenden Tochter eines angesehenen Bojaren. Aber der Siebzehnjährige fand wenig Freude an dieser Ehe. Kaum waren die Flitterwochen hin, so wurde die junge Frau zur Strohwitwe, und das ist sie bis an ihr Lebensende geblieben. Der Sohn aus dieser Ehe, Alexei Petrowitsch, aber wurde der unglücklichste aller Fürsten. Für Peter der Gegenstand der Sorge und bald des Hasses, und an diesem Haß ist Alexei schließlich zugrunde gegangen. Wenn auch nicht von der Hand des Vaters, so doch auf dessen Befehl, durch seine Diener nach vorausgegangener Folterung unter Kissen erstickt.

Aber das lag noch in dunkler Zukunft. Wer im Jahre 1687 Peter kennen lernte, konnte weder die künftige Größe des Mannes noch die furchtbaren Seiten seines Charakters erkennen. Wohl aber machte er den Eindruck des Ungewöhnlichen. Er war über sechs Fuß hoch; sein ausdrucksvolles Gesicht hatte etwas Imponierendes, wenn er ernst war, etwas Erschreckendes, wenn er zürnte, für gewöhnlich aber zeigte es einen Anflug von Spott, wie denn die Neigung zum Burlesken und Possenhaften ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen hat.

Der Mann und Herrscher in ihm zeigte sich erst, als seine Schwester Sophia den Versuch machte, sich endgültig als Zarin an seine Stelle zu setzen. Da hat er, nach einer ersten Anwandlung fassungsloser Schwäche, ihr die Zügel entrissen, ihre Helfer blutig gestraft und, als auch dann noch der Widerstand fortdauerte, gefoltert, gebrannt und geköpft, bis es stille wurde im Lande und das Volk sich hatte überzeugen können, daß es wieder einen Herrn gab in Rußland. Die von Gordon und Lefort geführten ausländischen Regimenter hatten zu ihm gestanden, die Strelitzen zu Sophia, sie haben damals zum erstenmal seine schwere und unbarmherzige Hand fühlen müssen. Am 6. Oktober konnte er seinen Einzug in Moskau halten,

nachdem er die Schwester in ein Frauenkloster gesperrt hatte. Den älteren Bruder Iwan aber ließ er den Zarentitel weiter führen, einen Willen oder einen Ehrgeiz brauchte er von ihm nicht zu fürchten.

Nun wäre es aber ein Irrtum, anzunehmen, daß die Regierung Peters wirklich begonnen hätte. Er begnügte sich damit, die wichtigsten Ämter mit Männern seines Vertrauens, den Spielgenossen von Preobraschensk, zu besetzen, er selbst bekümmerte sich um die Reichsgeschäfte gar nicht. Bis 1695 ist kein einziges Gesetz, keine einzige wichtige administrative Verfügung von ihm erlassen worden. Er amüsierte sich in seiner Weise, bald in Preßburg, wo es blutige Köpfe gab, bald im äußersten Norden, in Archangelsk, wo er, wie ein holländischer Matrose gekleidet, zimmernd und segelnd seinen Neigungen nachging. Aber er hat hier doch den Anfang zu einer russischen Flotte gelegt, und man erkennt bereits, daß ein zäher Wille ernsten Zielen nachgeht.

Im Januar 1694 kehrte Peter nach Moskau zurück, um seiner Mutter die Augen zu schließen, aber schon am dritten Tage nach ihrem Tode finden wir ihn auf einem Feste bei Lefort, das wie gewöhnlich in eine wilde Orgie ausartete.

Es war niemals seine Art, lange zu trauern. Erst eine merkwürdige Kombination von Notwendigkeit und Willkür hat ihn schließlich in den wirklichen Ernst des politischen Lebens und damit zu ganz neuen Bahnen geführt. Lefort hatte dem Zaren den unerhörten Gedanken in die Seele gegeben, aus eigener Anschauung das Abendland kennenzulernen, und da Peter begierig zugriff, ward ihm mit einem Male klar, daß er noch nichts getan habe, um sich eine ehrenvolle Aufnahme zu sichern. Er wollte sich nicht zeigen, ohne vorher einen großen militärischen Erfolg errungen zu haben. Den alten Feind Moskaus, die Tataren der Krim, wollte er zwingen. Schon Sophias Günstling, Golitzyn, hatte mit ihnen abrechnen wollen, aber er war mit Schimpf und Schande heimgekehrt. Peter wollte es besser machen. Er war damals, im Frühjahr 1695, dreiundzwanzig Jahre alt; gelang es ihm, wie er dachte, Asow zu nehmen und damit den Zugang zum Schwarzen Meer zu gewinnen, so bedeutete das allerdings einen ungeheueren Gewinn. Rußland wäre damit auf den Boden zurückgekehrt, den es im 12. Jahrhundert den Petschenegen und Polowzern, im 13. den Tataren hatte überlassen müssen. Neben Österreich, Venedig, Polen hätte es seinen

Anteil an der Lösung der immer kritischer hervordrängenden orientalischen Frage gewonnen. So ging er denn ans Werk, und wirklich hat er unter Führung von Scheremetjew, Golowin, Lefort und Gordon sein schlecht geordnetes Heer bis vor die Tore Asows geführt. Vor der Festung aber scheiterten all die unbeholfenen Belagerungskünste der Russen. Ende September mußte Peter seinen Rückzug antreten, und das war peinlich genug.

Trotzdem stehen wir gerade hier an dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, denn jetzt zeigten sich die Charaktereigenschaften des Zaren, denen er all seine Erfolge zu danken hat. Die Intuition des Genius, welcher genau erkennt, was notwendig ist, um das Ziel zu erreichen, und die unbeugsame Zähigkeit des Willens, welche alle Hindernisse überwindet. Sein Heer war zertrümmert, er schuf ein neues, indem er alle Leibeigenen für frei erklärte, die sich zum Heeresdienst meldeten. Seine Russen hatten sich unfähig gezeigt, eine Belagerung durchzuführen, er verschrieb Kriegsingenieure aus Brandenburg und Österreich. Er erbaute in wenigen Monaten eine Flotte von zweiundzwanzig Galeeren und vier Brandern, welche die Stadt vom Meere abschnitten, und am 18. Juli 1696 ist er Herr von Asow gewesen.

Der Eindruck dieses Erfolges war in ganz Europa ein ungeheuerer, am tiefsten war er in Polen. Man hatte dort ein Vorgefühl der Gefahren, welche die Zukunft bringen könnte. Und nun meinte Peter erhobenen Hauptes seine Reise in das Abendland antreten zu können. Im Frühjahr 1697 wollte er aufbrechen. Aber als der Beschluß feststand und kundbar wurde, erhoben sich alle Instinkte der Nation dawider. Diese Reise erschien wie eine Entweihung Rußlands. Man wollte die Mauer, die das alte Moskowien vom Abendlande trennte, nicht niederreißen lassen. Alle, die in der Behauptung des Alten, der von Gott gebotenen und von den Vätern überkommenen Überlieferung etwas Heiliges und Unantastbares sahen, warfen sich ihm entgegen. Ein tragischer Konflikt baute sich auf, und die harte Natur des jungen Zaren hat dahin geführt, daß dieser Konflikt so blutig und unbarmherzig zu seinen Gunsten gelöst wurde, daß wir noch heute kaum verstehen, wie die Russen jene schrecklichen Jahre der Willkür Peters überlebt haben.

Es soll hier weder die Geschichte jener Verschwörung gegen das Leben des Zaren noch die darauf folgende Auslandsreise Peters erzählt werden. Mit rücksichtsloser Energie wurden die

Meuterer, an deren Spitze die Strelitzenregimenter standen, zerschmettert; die Reise, die den Zaren über fünf Vierteljahre von Rußland fernhielt, ist für ihn und seine Begleiter, zweihundertfünfzig Mann, meist Söhne der ersten russischen Familien, in der Tat eine Hochschule geworden. Es war die Offenbarung einer neuen Welt, die an ihn herantrat, und Peter, der sein Inkognito als der „Bombardier Peter Michailowitsch vom Preobraschenski-Regiment" zu wahren bemüht war, aber überall erkannt wurde, hat unzweifelhaft am meisten von den Erfahrungen dieser Reise gelernt. Aber er faßte die Dinge nur äußerlich und praktisch, soweit sie sich nachahmen ließen und nützbar schienen. Was er brauchte, waren fertige Resultate und Männer, die ihn und sein Volk in Zukunft den Weg zum Baum der Erkenntnis führen konnten. In Livland, Preußen, Holland, England, Österreich ist es immer das gleiche. Er legt überall selbst Hand an, ob es nun gilt ein Schiff zu zimmern oder ein Geschütz zu gießen oder die diplomatischen Verhandlungen einzuleiten, die ihn an die Spitze einer gegen die Türkei gerichteten Koalition stellen sollen.

Äußerlich hat er sich etwas abgeschliffen, aber seine barbarische Naivität setzt doch alles in

Erstaunen. Von Kurfürst Friedrich III. hatte er verlangt, man solle ihm das Rädern zeigen, und sich erboten, einen seiner Begleiter als Probeobjekt herzugeben. Noch mehr Aufsehen erregte seine Schamlosigkeit, in Summa fand man aber, daß in diesem Barbaren etwas Ungewöhnliches stecke. Er war damals über zwei Meter hoch, hielt sich aber schlecht, hatte die Gewohnheit, mit den Armen zu schlenkern, und erschreckte die Leute durch seine wilden Grimassen, wenn das Nervenzucken in Mund und Hals über ihn kam. Er war im Begriff, nach Venedig zu reisen, als er die Nachricht erhielt, daß in Moskau ein neuer Aufstand der Strelitzen ausgebrochen sei und daß man seine Schwester Sophia zur Zarin machen wolle. So reiste er denn durch Tag und Nacht der russischen Grenze zu, und erst, als ihn unterwegs die Nachricht traf, daß die Hauptgefahr überwunden sei, mäßigte er seine Eile, und in Rawa, nicht weit von Lemberg, fand die berühmte dreitägige Zusammenkunft mit August dem Starken von Sachsen und Polen statt, durch welche an Stelle der türkischen Frage nun plötzlich die baltische in den Vordergrund rückte. Eine polnisch-russisch-dänische Tripelallianz sollte den Schweden die Küsten des Baltischen Meeres entreißen: Ruß-

land als Preis den Finnischen Meerbusen, Polen das alte Livland und die Ostsee gewinnen, Dänemark seinen Gewinn im südlichen Schweden finden. Aber das alles war noch in der Vorbereitung, und zunächst eilte Peter nach Moskau, um Rache zu nehmen an seinen Verrätern. Als er in seiner Residenz eintraf, konnte General Gordon ihm berichten, daß die Strelitzen sich ergeben und ihre Rädelsführer die gerechte Strafe gefunden hätten.

Peter meinte jedoch, daß nicht genug geschehen sei; er stellte eine neue Untersuchung an, die ihm den Zusammenhang des Komplotts enthüllte, und die Greuel der zarischen Justiz, die nicht nur straften, sondern rächten, übertreffen alles, was selbst die russische Geschichte an Barbarei zu erzählen hat. Weder die Tataren noch sogar Iwan der Schreckliche sind Peter im Raffinement seiner qualvollen Strafen gleichgekommen, und selbst das Wiedererzählen ist unserem Empfinden unerträglich. Aber nicht das Henkerswerk auf dem Roten Platz vor dem Kreml in Moskau ist die historisch bedeutsame Folge jener Strelitzen-Emeute. Über das Schicksal Rußlands und seine Zukunft haben die Eindrücke entschieden, die sich damals in der Seele des Zaren unvertilgbar festsetzten. Jenes alte Rußland, das sich ihm entgegengeworfen hatte,

wollte er ausrotten bis in die Wurzeln, um ein neues an die Stelle zu setzen, in welchem die Gedanken fortleben sollten, die er in Europa aufgesogen hatte, und die nun in ihm gärten und ihn so völlig beherrschten, daß alles übrige daneben in den Hintergrund trat. Es war mehr als Leidenschaft, es war Wut und Ingrimm, mit denen er ans Werk ging, um zu zerbrechen, was ihm in den Weg trat. Augenzeugen, die jene Tage mit erlebt haben, waren der festen Überzeugung, daß Peter damals in seinen Wutanfällen völlig Verstand und Urteil verloren. Sie hielten ihn dann für wahnsinnig. Im Volk aber ging die Rede, der Zar, den Gott in seinem Zorn um ihrer Sünden willen geschickt habe, trinke Menschenblut. Er erschien den Einfältigen wie die leibhaftige Verkörperung des Bösen, der Antichrist, von dem die heiligen Schriften erzählen und der nun Gewalt habe über die Leiber der Gläubigen. Kein Wunder, daß mit der Hinrichtung der Strelitzen die Aufstände und Verschwörungen nicht mehr abbrechen.

Peter ist fortan eigentlich immer in Lebensgefahr gewesen. Aber er fürchtete weniger für sich als für seine Pläne und konnte schließlich nicht anders, als den Delatoren Gehör geben

und neue grausame Gerichte veranstalten. Es war ein blutiger Zirkel, in dem er sich bewegte, und lange Jahre hindurch schlugen seine besten Absichten in das Gegenteil um. Er wollte Freiheit geben und wurde ein Verfolger: Verfolger derjenigen, die Bärte trugen, derjenigen, die das Tabakrauchen für sündhaft hielten, Verfolger aller Sektierer und schließlich Verfolger aller, die es wagten, ihre Gedanken laut auszusprechen, wenn diese Gedanken nicht identisch waren mit dem, was er dachte und wollte.

So brach eine furchtbare Zeit an für das Altrussentum, eine Zeit des Martyriums und des Unterganges, denn die neue Weltanschauung, die Peter zum Sieg führen wollte, brach sich trotz allem rücksichtslos Bahn. Wie er am 1. Januar 1700 die abendländische Zeitrechnung an die Stelle der alten Zählung nach Jahren der Welt setzte und so fünftausendfünfhundertundacht Jahre strich, während man noch heute den Mut nicht findet, dreizehn Tage zu streichen, wie er auf den Sumpfufern und Inseln der Newa dem Reich eine neue Hauptstadt Petersburg errichtete, so hat er auch jene Mauer niedergerissen, die Ost und West trennte, und gegen den Protest der gesamten Nation tatsächlich die neue Zeit begründet. Er begründete sie in dem Bewußtsein,

eine heilige Pflicht zum Besten eben jenes Volkes zu erfüllen, das er seinem Willen beugte, aber er tat es, selbst noch ein Barbar, mit barbarischen Mitteln und, was vielleicht das Wunderbarste ist, im Verlauf eines mehr als zwanzigjährigen Krieges, der ihn von Niederlage zu Niederlage und schließlich zum Siege führte, der dann ein doppelter war: ein Sieg über die Landesfeinde und ein Sieg über das eigene Volk.

Der Nordische Krieg hat auf lange hinaus die Entscheidung über das uralte Problem, das Dominium maris baltici, die Herrschaft über die Ostsee, gebracht. Hatten einst der Deutsche Orden und die Hansa es zum Vorteil der deutschen Nation, wie es damals schien, für immer gelöst, so war im Kampfe um die Stellung an der Ostsee, als im 16. Jahrhundert unter den spanisch gewordenen Habsburgern der deutsche Gedanke dem Reichsoberhaupte verloren ging, diese älteste deutsche Kolonie durch die Russen verwüstet, erst von Polen, dann von Schweden erworben worden. Jetzt sollte jene Koalition, deren wir gedachten, sie den Schweden entreißen, und wieder stand, wie im 16. Jahrhundert, das noch an den Wunden des Dreißigjährigen Krieges

blutende und dem Streit um die spanische Erbschaft entgegensehende Reich tatenlos abseits. Für Rußland beginnt der Kampf mit dem Tage von Narwa, der Peter nicht nur seine Armee und seine gesamte Artillerie, sondern, was noch viel mehr zu bedeuten schien, seine persönliche und militärische Ehre kostete: am 28. Juni 1709, als bei Poltawa das Heer König Karls XII. der russischen Übermacht erlag, meinte Peter den endgültigen Sieg gewonnen zu haben; der Sieg der Türken am Pruth, 1711, schien alles wieder in Frage zu stellen, und Peter hat noch volle zehn Jahre diplomatisieren und schlagen müssen, ehe es ihm gelang, im Frieden von Nystad den Abschluß zu finden. Dieser Friedensschluß brachte ihm mehr, als er vor Poltawa zu hoffen und zu träumen gewagt hatte. Das ganze Küstengebiet von der Newa bis zur Düna, ein Land alter Kultur, mit einer Bevölkerung, die keines der Vorurteile kannte, die er so leidenschaftlich an dem eigenen Volke bekämpfte, und die nunmehr in ihren Spitzen dem russischen Kaiserthron näherückte und ihm die Staatsmänner und Arbeiter stellte, deren er bedurfte, um die neugeschaffene Verbindung mit dem Abendlande lebendig zu erhalten.

Die ersten neun Jahre des Nordischen Krieges können im wesentlichen als ein Zweikampf zwischen Karl XII. und Peter betrachtet werden, und es lohnt wohl, sich den Gegensatz der Personen und des Gedankenkreises, in dem sie lebten, gegenständlich zu machen. Karl hat aber seinen russischen Gegner nur zweimal ins Auge gefaßt, bei Narwa und bei Poltawa. Er meinte ihn verachten zu können und kehrte ihm stolz den Rücken, es den in Livland zurückgebliebenen, nur wenig zahlreichen schwedischen Truppen überlassend, das Land zu verteidigen. Er selbst ging seinem Ziele nach, und das war kein politisches und kein schwedisches Interesse, sondern ein Rachegedanke. Er wollte, nachdem er Dänemark und Rußland gezüchtigt hatte, den Urheber der Tripelallianz, die über ihn hergefallen war, Johann Reinhold Patkul, als Hochverräter strafen und den treulosen Polenkönig, August den Starken, den er haßte und verachtete, und der in den Tagen der Not keine einzige männliche Tugend zeigte, vom Thron stoßen. Durch fünf lange Jahre hat er hartnäckig an diesen Gedanken festgehalten und im Frieden von Altranstädt, 14. September 1706, auch erreicht, was er wollte. August mußte auf Livland verzichten und der polnischen Krone entsagen,

sein russisches Bündnis lösen und durch die Auslieferung Patkuls, den Karl rädern ließ, den Rest von Ehre wegwerfen, der ihm noch geblieben war.

Man versteht die Fehler dieser Politik sofort, wenn man sich fragt, was denn Schweden durch all die Siege, die militärischen wie die politischen, gewonnen. Der Verzicht Polens auf Livland bedeutete nichts, denn inzwischen war das Land bis auf die festen Städte nach greulicher Verwüstung in die Hände der Russen gefallen, der Thronwechsel in Polen war absolut gleichgültig: unermeßlich und nicht gutzumachen aber war der Schaden, daß Rußland Zeit gewonnen hatte, sich von der Schmach von Narwa zu erholen, und daß es durch die eiserne Hand des Zaren zu weiterem Kampfe disziplinier und gerüstet wurde. Daß nach Poltawa die livländischen Städte nach tapferer Verteidigung kapitulieren mußten, war die Folge der vergeudeten Energie des schwedischen Recken und der rastlosen, zähen Arbeitskraft Peters, der sein Ziel, die Gewinnung der Ostsee, nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren hat. Man kann die politische Force beider Herrscher gar nicht vergleichen, so sehr überragte Peter Karl XII. Aber ein gewaltiger Kriegsmann war der junge König. Wie Peter um

Haupteslänge seine Umgebung überragend; blond, blauäugig, wortkarg, mit länglichem Gesicht. Der Mund eher klein als groß, mit schmaler Oberlippe, die Stirn hoch, das Kinn energisch. Gegen die Sitte der Zeit duldete er keinen Anflug von Bart. Unleidlich — und darin glich er Peter — war ihm jeder Prunk. Im blauen Tuchrock, mit blanken Kupferknöpfen, um die Hüften ein schmaler Gurt, der ein ungeheueres Schlachtschwert trug, an dem die Kraft eines gewöhnlichen Sterblichen erlahmt wäre, mit Lederhosen und einfachen, vorn breiten Schuhen. So spottete seine äußere Erscheinung der Hofetikette einer Zeit, die in Ludwig XIV. ihr bewundertes Muster sah. Ein kühner und unermüdlicher Reiter, ein Wassertrinker in einem Jahrhundert, das dem Saufteufel frönte, ein hastiger und leichtbefriedigter Esser, der nie länger als eine Viertelstunde bei Tisch saß, Feind jeder Weichlichkeit und Feind aller Weiber, so zeigte er das Bild eines Kriegers wie aus den längst verschollenen Tagen der Wikinger. Aber es fällt schwer, an ihm einen liebenswürdigen Zug zu finden. Er hatte keine Freunde und auch keine Vertrauten. Sein Eisenkopf traf alle Entscheidungen selbst, und obgleich er die großen Probleme der Zeit sehr wohl überschaute, folgte er doch

stets den beiden Leidenschaften, die ihn beherrschten, seiner Freude am Kampf und seinem Haß.

Wie anders war doch Peter. Er war kein Held im Augenblick der Gefahr, aber ein Held an Ausdauer und Pflichttreue, von unerschöpflicher Arbeitskraft, ein Diener, aber kein Knecht seiner Sinne. Stets voll großer Entwürfe. Als er Livlands Herr geworden war, dachte er Kurland, Mecklenburg, Pommern, Holstein seinem Hause zu sichern. Auch der panslawistische Gedanke ist von ihm zuerst in die große Politik hineingetragen worden. Wenn er sein Rußland mit den Machtmitteln des Abendlandes ausrüstete, erschien ihm als weiteres Ziel die Führung der slawischen Welt als die rechte Aufgabe Rußlands. Wenn er als Verteidiger der Freiheit Polens auftritt, so geschieht es bereits in der Überzeugung, daß er dadurch den künftigen Zerfall dieses Reiches fördern und sich eine Beute der Zukunft sichern werde. 1711 scheiterte am Pruth der Plan einer Teilung der Türkei und einer Befreiung der Balkanslawen, und nach 1721 richteten sich seine Blicke auf Persien und China. Es gibt kein Ziel russischen Ehrgeizes, das ihm nicht vorgeschwebt hätte. Auch ihn hat niemand beherrscht, aber er nahm begierig guten Rat an und wußte die beste Ent-

scheidung zu treffen. Während Karl nur Divisionsgenerale, keine Feldherren und keine Staatsmänner bildete, verstand es Peter, jeden, den er an sich heranzog, bis zum Gipfel seiner Leistungsfähigkeit zu führen. Er hat keinen Nichtstuer um sich geduldet. Und mit dem Material dieser von ihm, man kann wohl sagen geschaffenen Menschen, die versagten, sobald der Blick des gestrengen Herrn nicht auf ihnen ruhte, und von denen keiner nach des Zaren Tode mehr war als ein Schemen, hat Peter das ungeheuere Reformwerk zu formalem Abschluß gebracht, das aus dem alten Rußland ein neues Rußland bildete.

Seit 1711 fungierte der von ihm begründete Senat als oberste Kontrollbehörde mit wahrhaft unerhörten Vollmachten. Die gesamte Regierungsmaschine stand unter Aufsicht dieses Senats, und erst allmählich gingen aus ihm die etwa den späteren Ministerien entsprechenden acht Kollegien hervor, durch welche die einzelnen Verwaltungszweige differenzierten. Im Jahre 1722 hat er die sog. Rangtabelle erlassen, durch welche alle Staatsdiener in sechzehn Rangklassen zu hierarchischer Ordnung zusammengefaßt wurden. Jedem Rang entsprach ein Tschin, d. h. ein Dienst in Zivil- oder Militärstellung, und wer bis zum achten Rang

emporstieg, rückte dadurch in die Reihen des erblichen Adels. So entstand die besondere soziale Gruppe der Tschinowniks, die den alten russischen Geburtsadel völlig in den Hintergrund drängte und ihn nur so weit gelten ließ, als er in der Reihe der Tschinowniks Aufnahme fand.

Ohne jedes politische Recht, von der Nation und ihren Interessen wie durch einen Abgrund geschieden, bildete dieses Petrinische Beamtentum eine Art Kaste, die fest zusammenhielt und zu der gehören mußte, wer irgend den Ehrgeiz hatte, etwas zu bedeuten. Auch dem Adel blieb keine andere Wahl; er ist durch dieses System demokratisiert worden wie kein anderer Adel der Welt. Dieser demokratische Zug ging von der Weltanschauung des Zaren aus, er hat sich auch in der Wahl seiner zweiten Gemahlin, der späteren Kaiserin Katharina I., gezeigt.

Katharina war ein Beutestück des großen Emporkömmlings Menschikow, der sie bei einem seiner Verwüstungszüge durch Livland, vor der kleinen Festung Marienburg, sich zu eigen machte. Vorher war sie als Magd im Hause des Propstes Gluck beschäftigt gewesen, seit kurzem mit einem schwedischen Dragoner verheiratet. Bei Menschikow lernte sie Peter kennen, und da er Gefallen an ihr

fand, mußte Menschikow sie ihm schließlich abtreten. Das geschah im Jahre 1704, und seither lebte sie mit dem Zaren, als wäre sie seine legitime Frau. Zu Anfang 1711 hat er sie wirklich dazu gemacht und am 1. März 1712 auch öffentlich seine Hochzeit mit ihr begangen. Gleichzeitig wurden zwei Töchter, die sie ihm geboren hatte, Elisabeth, die spätere Kaiserin, und Anna, die Stammutter des heutigen Herrscherhauses, von ihm legitimiert. Zwei früher geborene Söhne waren gestorben, bis 1723 sind es im ganzen elf Kinder, von denen jedoch nur jene beiden Töchter den Vater überlebten.

Nach europäischem Geschmack war Katharina nicht schön. Mittelgroß, aber kräftig und ausdauernd, von üppigen Formen, brünett, stets stark geschminkt, keineswegs vornehm in Haltung und Aussehen. Aber liebenswürdig, gefällig, stets guter Laune und wahrhaft bewunderungswürdig in der Kunst, den Zaren zu behandeln. Nur sie durfte nahen, wenn der Zorn ihm zu Kopf stieg. Sie rief ihn dann zu sich, und schon der Klang ihrer Stimme wirkte beruhigend auf ihn. Wenn sie ihm dann mit der Hand durchs Haar fuhr, schien die Spannung sich zu legen. Der Ausgang war immer der gleiche. Er setzte sich

zu ihr, und während sie fortfuhr, ihn zu liebkosen, schlief er ein. Dann saß sie zwei bis drei Stunden unbeweglich, und wenn Peter schließlich aufwachte, war er frisch und munter, als sei nichts geschehen. Die Korrespondenz zwischen dem Zaren und ihr geht außerordentlich herzlich hin und her. Sie hat nie ganz publiziert werden können, weil sie für unser Empfinden zu ungeniert im Ausdruck ist. Aber was bekannt geworden ist, macht einen sehr ansprechenden Eindruck, durchaus natürlich, ohne jeden Anflug von Redensarten, gewiß so wie sie miteinander gesprochen haben. Von Politik keine Silbe, wie denn Katharina politischen Einfluß weder gesucht noch ausgeübt hat. Mit der Zeit ist aber eine Eigenschaft zutage getreten, die wohl als eine von ihrer Umgebung ausgegangene psychische Ansteckung bezeichnet werden muß: sie ließ sich von Leuten bestechen, die ihre Fürsprache beim Zaren in Anspruch nahmen, und die großen Summen, die sie so zusammenraffte, hat sie in Hamburg und Amsterdam angelegt, als Sicherheit für böse Tage, die wohl auch für sie kommen konnten. Der Zar ist aber dahinter gekommen und scheint sie dann mit einer nachdrücklichen körperlichen Züchtigung abgefunden zu haben. Wirkliche Bedeutung legte er diesen Verirrungen

Katharinas nicht bei. Nur einmal ist er ihr wirklich böse gewesen, als er entdeckte, daß Katharina ihn mit dem schönen Kammerherrn Mons betrog. Mons mußte dafür mit dem Leben büßen, und seinen Kopf ließ Peter in Spiritus legen und in Katharinas Schlafgemach aufstellen. Sie erhob keinen Widerspruch und ließ es dabei bewenden. Peter konnte sie nicht aus der Fassung bringen. Er zertrümmerte einen prachtvollen venezianischen Spiegel und rief ihr zu: „So werde ich dich und die Deinen zertrümmern." Und sie antwortete ruhig: „Der Schmuck des Zimmers ist zerstört, ist das Zimmer wohnlicher geworden?"

Diese ganze Episode spielte sich im letzten Lebensjahre Peters ab, da er bereits den Keim des Todes in sich trug und Katharina vierzig Jahre alt war. Sie ist für beide bezeichnend, aber wieviel größer ist der verhaltene Zorn Peters als die berechnete Fassung Katharinas.

Ich möchte mein Urteil über die merkwürdige Frau dahin zusammenfassen, daß sie nur war, was Peter aus ihr gemacht hat. Ihr Verdienst war ihr Temperament, ihr Vermögen, sich seinen Wünschen anzupassen, vor allem ihr Glaube an seinen unüberwindlichen Willen. Auch in ihr sprachen, wie bei Peter, sittliche Erwägungen nicht

mit, aber ihr fehlt, was ihn adelt, das Gefühl der Pflicht und das Bewußtsein, in einer großen historischen Stellung zu stehen. Für sich allein betrachtet, bedeutet diese Kaiserin nichts. Sie ist nur ein Produkt wilder Kriegszeit, die alle Bande sittlicher Ordnung löste. Peter, dem die Begriffe rein und unrein absolut gleichgültig waren, hatte sie zu sich emporgehoben bis auf den Kaiserthron, weil sie in seinen Händen geworden war, was er brauchte, körperlich und geistig ein Ruhekissen, dauerhaft, unverwüstlich, bequem. Als er gestorben war, verlor Katharina allen Halt und sank in den Schmutz zurück, in den sie gehörte. Völlig unfähig, die Stellung auszufüllen, die sie einnahm, liederlich, trunksüchtig, von lächerlichster Eitelkeit, träge bis zur völligen Untätigkeit. Es gibt nichts Charakteristischeres für jene Tage, als daß sich diese Frau bis zu ihrem Tode als Nachfolgerin Peters behaupten konnte.

Weit weniger sicher ist die Stellung der Günstlinge des Zaren gewesen. Er hob sie, wenn sie seinen Ansprüchen genügten, aus der Gosse zu sich empor und warf sie zurück ins Elend, wenn sie nicht dienten, wie er es verlangte. Je höher die Gunst, um so tiefer der Fall, und nur wenige, die sich rühmen konnten, seine Lieblinge zu sein, sind

der furchtbaren Nemesis entgangen, die schließlich an ihnen mit einemmal zu rächen pflegte, was sie am Staat und an denen gesündigt hatten, über welche des Zaren Gunst sie gesetzt hatte. Ein System steter Kontrolle saß ihnen im Nacken, und da in der langen Reihe der Beamten, die Peter sich erzog, mit alleiniger Ausnahme von Münnich und Ostermann, Gordon und Lefort, sich keiner fand, den sein sittliches Bewußtsein gegen Versuchungen feite, standen sie allezeit unter dem Damoklesschwert seiner Rache. Denn Peter ist seinem Volke niemals ein gerechter Richter, sondern ein Rächer und Henker seiner Sünden gewesen.

„Mit anderen europäischen Völkern" — so sagte er einmal — „kann man menschlich verfahren, nicht mit den Russen; ich habe nicht mit Menschen zu tun, sondern mit Vieh." Und nach dieser Grundanschauung hat er sie tatsächlich behandelt. Er schuf eine Kontrollinstanz nach der andern und mußte doch schließlich erkennen, daß er sich in einem falschen Zirkel bewegte. Auch die Prokuratoren, Herolde und Reketenmeister, und wie sie alle heißen, versagten, und schließlich sprach dann der Henker das letzte Wort. Selbst der durchlauchtigste Fürst

Menschikow ist nur dank der Fürsprache Katharinas diesem Schicksal entgangen.

Fast noch schwerer war die Lage der Geistlichkeit zu ertragen. Peter begann damit, daß er ihr das Haupt, den Patriarchen, nahm und 1721 einen Heiligen Synod konstituierte, eine oberste geistliche Behörde, die sich zunächst gar nicht bewährte.

Der Synod wurde im wesentlichen ein Organ zur Erpressung von Geldmitteln von Bischöfen und Klöstern und zugleich zur Verfolgung der Altgläubigen, in denen Peter — der selbst religiös duldsam war — ein Element der Unordnung und des Ungehorsams, vor allem aber die Vertreter jenes alten Rußland verfolgte, das er mehr haßte als alles übrige.

Man hat es ihm mit gleichem Haß vergolten. Im Jahre 1722 wurde ein Mönch Warlaam hingerichtet, weil er Peter für den Antichrist erklärt hatte. Dasselbe predigte ein Mönch Samuel, der dafür erst an die Kette geschmiedet und dann hingerichtet wurde. Im Jahre 1724 lehrte ein gewisser Alexei Popow, daß Peter der Antichrist sei, und daß nun bald der Evangelist Johannes, der Prophet Elias und Henoch erscheinen würden; Tausende verbrannten sich selbst, um dem schrecklichen Zaren zu entgehen, man erwartete das Ende

der Welt und die Wiederkehr Christi. Schließlich ging dann in dieser Welt der Verzweifelten, auf Erlösung Hoffenden, in abenteuerlichen religiösen Konstruktionen alles wirkliche Christentum verloren und durch die wunderlichen und gefährlichen Doktrinen, die hier auftauchten, sahen Synod und Zar sich zu immer neuen Verfolgungen getrieben.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Hoffnungen dieser Unglücklichen sich auf den Mann richteten, den seine Geburt bestimmte, rechtmäßiger Nachfolger Peters zu werden: den Zarewitsch Alexei Petrowitsch. Aber auch diese Hoffnung hat Peter ihnen genommen. Er mußte sterben, weil er nicht wie der Vater werden konnte. Alexei war 1690 geboren, also nur achtzehn Jahre jünger als der Vater; als Peter ihn umbringen ließ, war Alexei achtundzwanzig Jahre alt, der Vater sechsundvierzig, sie standen Mann zu Mann einander gegenüber; schon aus diesem äußeren Grunde darf, wie es geschehen ist, der Konflikt Friedrich Wilhelms I. mit dem achtzehnjährigen Friedrich nicht zum Vergleich herangezogen werden. Auch waren die inneren Gegensätze in beiden Fällen gar zu verschiedene. Suchten beide Söhne der Tyrannei des Vaters zu entrinnen, so vertrat Friedrich seinem

Vater gegenüber, wenngleich in der unreifen Weise des Jünglings, doch die Ideen, welchen die Zukunft gehörte und die ohne allen Zweifel einen Fortschritt bedeuteten. Mit Alexei stand es umgekehrt: er wollte das Werk seines Vaters rückwärts konstruieren und stellte das eigentliche alte Rußland, die Instinkte der überwältigenden Mehrzahl der Russen dar, — Die Zukunft gehörte den Ideen Peters, so daß die ältere Generation hier der jüngeren den Weg wies. Es kann auch von einer wirklichen Tragik in den Geschicken des Zarensohnes nur so weit die Rede sein, als er der Märtyrer wurde für die Sünden des Volkes. Er selbst hat im Grunde nichts gegen den Vater getan, sein Fehler war seine Existenz und seine Sünde waren seine Gedanken; für sie, nicht für irgendeinen ungeheueren Frevel hat er bluten müssen.

Sein Lebensgang ist schnell erzählt: Alexei war neun Jahre alt, als Peter die ihm lästig gewordene Mutter des Knaben, der körperlich und geistig nicht übel veranlagt war, ins Kloster schickte. Die Lehrer, die ihm die Mutter ersetzen sollten, haben nur geringen Einfluß auf ihn geübt, weit mehr seine Umgebung, all die unzufriedenen Elemente, die sich an den künftigen Thronerben herandrängten, die intolerante, kirchlich über-

schwengliche, fremdenfeindliche Klerisei Moskaus, die seinen durch das harte Wesen des Vaters eingeschüchterten Sinn zu gewinnen versteht und ihn allmählich mit den Augen der verbitterten Anhänger des Alten die Lebensarbeit des Vaters anschauen läßt. Dann, im Jahre 1708, schickt Peter ihn nach Smolensk, wo er die Festung instandsetzen soll, aber die Aufgabe ist ihm zu schwer, er ist weder vorbereitet, sie zu lösen, noch energisch und klug genug, andere für sich arbeiten zu lassen. In der Kampagne des Jahres 1709 versagt seine Gesundheit, und da es so in Rußland nicht mit ihm gehen will, hat Peter ihn nach Deutschland geschickt, damit er dort die neue Kultur kennen lerne und unter den deutschen Fürstentöchtern eine Frau finde. Der Brief (23. Oktober 1709) Peters, der diesen Entschluß ankündigt, lautet: „Wir tun Euch kund, daß, nachdem der Fürst Menschikow bei Euch eingetroffen ist, Ihr nach Dresden reisen werdet, er wird Euch hinführen und befehlen, wer mit Euch reisen soll. Wir befehlen Euch aber, dort ehrbar zu leben und fleißiger zu sein und Französisch, Deutsch, Geometrie und Fortifikation und etwas Politik zu lernen. Hast Du aber Fortifikation und Geometrie beendet, so sollst Du uns schreiben. Damit Gott befohlen."

In Sachsen und Polen hat nun der Prinz nicht viel Gutes getan, leidliche Kenntnis des Deutschen und Französischen erworben, aber den eigentlichen Wissenschaften blieb er fern. Er trank viel und verbrauchte dabei die geringe Beigabe an Willen, welche Natur und Erziehung ihm verliehen hatte. Auf Befehl des Vaters verlobte er sich dann am 19. April 1711 mit der siebzehnjährigen Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, deren Schwester als Gemahlin Kaiser Karls VI. bekanntlich die Mutter Maria Theresias geworden ist. Schon 1707 hatte Peter diese Ehe vereinbart und dabei ausdrücklich zugestanden, daß die Prinzessin unbehindert bei ihrem evangelischen Bekenntnis solle bleiben dürfen. Am 14. August 1711 fand in Torgau die Hochzeit statt, an der Peter persönlich teilnahm. Er hat den Sohn danach in Pommern und Polen mit allerlei Aufträgen beschäftigt, denen Alexei sich wenig gewachsen zeigte; im Sommer 1712 zog das junge Paar nach Petersburg. Es war, abgesehen von den kurzen Flitterwochen, eine unglückliche Ehe. Der Zarewitsch suchte den Umgang von Popen und Moskowitern, vernachlässigte seine Gemahlin und war ewig betrunken. Schließlich schickte man ihn zur Kur nach Karlsbad, und während seiner

Abwesenheit wurde das erste Kind, eine Tochter, Natalie, geboren; im Oktober 1715 folgte dann ein Sohn, Peter Alexejewitsch, der spätere Kaiser Peter II., wenige Tage darauf ist die Prinzessin gestorben, glücklich ein Leben zu lassen, das ihr zur Pein geworden war.

Die Geburt des Sohnes sollte nun für den Zarewitsch verhängnisvoll werden. Peter schickte sofort nach Beerdigung der Schwiegertochter dem Sohn einen Brief, voll bitterer Klagen über die Untätigkeit und Unfähigkeit, die jener gezeigt habe; das Schreiben schließt mit der Drohung, er werde ihn, wenn keine ungeheuchelte Wendung zum Besseren eintrete, enterben. Es hat dabei ohne Zweifel auch die Tatsache mitgespielt, daß auch Katharina dem Zaren eben einen Sohn geboren hatte. Die Nachfolge am Reich konnte damit als gesichert gelten. Die Antwort Alexeis war eine förmliche Thronentsagung: „Ich fühle, daß ich zu diesem Werk ungeeignet und untauglich bin, denn ich habe mein Gedächtnis fast ganz verloren, meine geistigen und körperlichen Kräfte sind geschwunden und ich tauge nicht zur Beherrschung eines solchen Volkes, das eines Mannes bedarf, der nicht verfault ist, wie ich. Deshalb erhebe ich keinen Anspruch auf die Nach-

folge (selbst wenn ich keinen Bruder hätte, jetzt aber habe ich gottlob einen, und Gott schenke ihm Gesundheit) und werde auch in Zukunft keine Ansprüche auf die Nachfolge erheben, das sei mir Gott Zeuge und ich bekräftige es mit dieser meiner Handschrift. Meine Kinder übergebe Deinem Willen, für mich aber bitte ich um Unterhalt bis zum Tode. Dies alles stelle Deinem gnädigen Willen anheim. Dein allerniedrigster Sklave und Sohn Alexei."

Die Antwort Peters folgte erst im Januar 1716 höchst ungnädig: er solle entweder seinen Sinn ändern oder Mönch werden, „und darauf sollst Du mir sofort entweder schriftlich oder mündlich antworten, und gehorchst Du nicht, so werde ich mit Dir verfahren als mit einem Verbrecher".

Alexei antwortete: „Allergnädigster Kaiser und Vater! Deinen Brief vom 19. des Monats habe ich denselben Morgen empfangen, kann aber wegen meiner Krankheit nicht ausführlich darauf antworten. Ich wünsche Mönch zu werden und bitte um gnädige Erlaubnis. Dein Knecht und unfähiger Sohn Alexei."

Die Erlaubnis erfolgte nicht gleich, und nun faßte, auf den Rat eines Vertrauten, Alexei den Entschluß zu fliehen. Ein Brief Peters, der rasche

Entscheidung verlangte, ob Alexei am Feldzug des Zaren teilnehmen oder aber Mönch werden wolle, beschleunigte die Ausführung des Planes. Alexei gab sich den Anschein, als wolle er dem Vater gehorchen und zu ihm reisen, um in seinem Geiste und Willen fortan für den Staat zu leben und zu arbeiten, heimlich aber traf er alle Vorbereitungen zur Flucht, und am 16. November 1716 traf er spätabends in Wien beim kaiserlichen Vizekanzler Grafen Schönborn ein. Es hat sich eine merkwürdige Aufzeichnung des Grafen über diese Begegnung und die späteren Verhandlungen mit dem Zarewitsch erhalten. „Was er wollte, war Schutz vor dem Vater, den er mehr fürchtete als alles auf der Welt. Er wolle zum Kaiser. Der Kaiser werde ihn und seine Kinder nicht verlassen und ihn seinem Vater nicht wiedergeben, denn dieser, mit bösen Leuten umgeben, ohnedem von großer Grausamkeit, achte Menschenblut nichts, und glaube, er habe darüber das Recht von Gott selbsten, dahero er schon viel unschuldiges Blut vergossen, ja öfter an arme Justificandos selbsten die Hand daran gelegt, sei überaus zornig und rachgierig, verschone keinen Menschen, wessenthalben, wenn der Kaiser ihn seinem Vater wiedergebe, es so viel sei, als ihn selbst umbringen.

Dann, wenn auch der Vater gut (sein sollte), so werde doch die Stiefmutter und Menschikow nicht ruhen, ihn zu Tod zu mortifizieren oder mit Gift umbringen lassen." Der Kaiser hat den Schwager nicht selbst empfangen, aber ihn und seine Leute auf Schloß Ehrenberg im Lechtal in Sicherheit bringen lassen. Dort lebte der Zarewitsch von aller Welt abgetrennt, mit einer Dirne, die er mitgenommen hatte, einer finnischen Sklavin Euphrosyne, deren abschreckende Häßlichkeit es völlig unverständlich macht, wie er an ihr hat Gefallen finden können. Aber sie war es, die er mehr als alles auf der Welt liebte, und sein Dank war, daß sie ihn schließlich verraten hat.

Inzwischen hatte Peter seine Späher in alle Welt ausgeschickt, und einem von ihnen, Rumjanzow, gelang es, die Spur zu finden. Darauf ließ der Kaiser Alexei in Neapel, das seit dem Utrechter Frieden den Österreichern abgetreten war, im Schloß San Elmo verbergen. Nur die als Page verkleidete Euphrosyne begleitete ihn; aber Rumjanzow wußte ihn auch hier zu erkunden und verlangte nun im Namen des Zaren offiziell die Auslieferung. Werde sie verweigert, so werde Peter seinen Truppen Befehl geben, in Schlesien einzurücken. Kaiser Karl VI. hat nicht ja und

nicht nein gesagt: er riet den Russen, nach Neapel zu gehen, folge der Zarewitsch ihnen freiwillig, so werde er es nicht behindern. Es folgt nun eine höchst niederträchtige Intrige, in welcher auch der Vizekönig von Neapel, Graf Daun, eine traurige Rolle spielt. Es gelang erst, Alexei zur Rückreise zu bewegen, als man ihm drohte Euphrosyne von ihm zu nehmen. Die Elende, die von Rumjanzow bestochen war, hat durch ihre heuchlerischen Tränen den Ausschlag gegeben. Aber Alexei stellte zwei Bedingungen, man solle ihn ruhig auf seinen Gütern leben lassen und ihn nicht von Euphrosyne trennen, er wolle sie heiraten. Auf einen demütigen Brief, den der Zarewitsch dem Vater schrieb, kam dann die Zusage.

„Mein Sohn," schrieb Peter am 17. November 1717, „Deinen Brief vom 4. Oktober habe ich hier erhalten, in dem Du um Verzeihung bittest; darauf antworte ich, daß ich die Verzeihung, welche Dir die Herren Tolstoi und Rumjanzow schon schriftlich und mündlich zugesagt haben, hiermit bestätige, und darauf kannst Du Dich für immer verlassen. Auch hat Herr Tolstoi mir von einigen Wünschen geschrieben, die Du hast, auch diese gewähre ich Dir, was er Dir kundtun wird. Peter."

So machte sich denn Alexei, scheinbar frohen Mutes, auf die Reise. Da Euphrosyne vor ihrer Niederkunft stand, ließ er sie in Italien zurück. Dann ging es über Rom, Venedig und Wien, das nächtlicherweile, ohne Aufenthalt passiert wurde, nach Brünn. Und hier bot sich für Alexei noch einmal Aussicht auf Rettung. Der Kaiser ließ die Reisenden anhalten und trug dem Statthalter Grafen Colloredo auf, den Zarewitsch unter vier Augen zu sprechen und, falls er nicht heimkehren wolle, ihn wo nötig gewaltsam in Sicherheit zu bringen. Aber der Auftrag wurde schlecht ausgeführt, die Zusammenkunft fand im Beisein Tolstois und Rumjanzows statt, der Zarewitsch wagte nicht zu reden, und so ließ Colloredo ihn fahren, — seinem Verhängnis entgegen. Am 31. Januar 1718 stand Alexei dem zornigen Vater gegenüber. Peter hat keinen Augenblick daran gedacht, sein Wort zu halten. Zunächst trat am 3. Februar im Kreml eine Versammlung der hohen Geistlichkeit und vornehmer Würdenträger zusammen. Alexei erschien als Angeklagter ohne Degen vor ihnen, vom Vater, der seinen Zorn nicht beherrschen kann, mit bösen Worten empfangen. Er fällt auf die Knie, weint, bittet um Vergebung, und Peter will die Vergebung ge-

währen, aber unter zwei Bedingungen: Alexei soll feierlich entsagen und seine Mitschuldigen nennen, verschweigt er nur einen Namen oder eine Tatsache, so soll er des Todes schuldig sein.

Alexei entsagte in der Himmelfahrtskathedrale vor dem Evangelium und erkannte den kleinen Peter, den Katharina eben geboren hatte, als den künftigen Zaren an. Dann nahm ihn Peter zu sich, und Auge in Auge vor dem schrecklichen Mann nannte er seine Mitschuldigen, so viele er wußte, soweit die lähmende Furcht ihm nicht Besinnung und Gedächtnis raubte. Was er mündlich bekannt, muß er darauf schriftlich wiederholen, und damit hatte Peter das Material in Händen, das den Sohn verderben mußte. Er wartet nur noch auf die Ankunft von Euphrosyne, die am 15. April 1718 in Petersburg eintrifft, um ihn zu vernichten, ihre Aussagen geben die Entscheidung. Inzwischen hatte der Hauptvertraute Alexeis, Kikin, viermal je hundert Knutenhiebe erhalten, einem anderen, Afanasjew, wurde das Haupt zu Füßen gelegt, andere, darunter der Bischof von Rostow, werden gerädert, eine Fürstin Trojekurow geknutet, Anastasia Golitzyn wird zu Stockprügeln begnadigt usf. Alexei hat jedesmal die Hinrichtungen mit ansehen müssen — dann führt der

Zar auch ihn nach Petersburg, und Alexei freut sich beim Gedanken, seine teure Euphrosyne wiederzusehen. Da, am 14. Juni, wird er verhaftet. Peter hat eine neue Versammlung von Würdenträgern berufen, und auf die aus den Aussagen der Finnin sich ergebende Anklage, daß Alexei den Tod des Vaters gewünscht habe, beginnt nun die Prozedur mit der Folter. Am 19. Juni zum erstenmal, am Nachmittag desselben Tages zum zweitenmal. Der Unglückliche denkt in seinen Aussagen nur daran, wie er alles vermeiden kann, was etwa Euphrosyne schädigen könnte; am 24. Juni dritte Folter von zehn Uhr morgens bis zwölf und von acht Uhr abends bis elf. Auf seine Aussagen hin verurteilt das Gericht ihn zum Tode, und auf des Vaters Gebot hat man ihn schließlich unter Kissen erstickt.

Kurz danach fand die prunkvolle Beisetzung Alexeis statt. Peter ist weinend dem Zuge gefolgt, und wir haben kein Recht, anzunehmen, daß diese Tränen nicht echt gewesen sind. Er hatte die Vorstellung, eine schwere Pflicht erfüllt und den Sohn der Zukunft Rußlands geopfert zu haben. Die Feinde seiner Politik sollten nicht mit Hilfe Alexeis zur Herrschaft gelangen. Und doch wäre es fast geschehen. Als Peter sieben Jahre

danach nach kurzer Krankheit, die sich durch eine heftige Erkältung gesteigert hatte, in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1725 starb, hatte er keinerlei Bestimmungen über die Nachfolge hinterlassen, weder mündlich noch schriftlich.

Die letzten bewußten Äußerungen, die man von ihm hörte, betrafen die Fremden, um die er sorgte. Dann ist er kurz vor seinem Tode aus dem Bett gesprungen und durch drei Stuben gegangen. Er schalt, daß die Fenster so schlecht gezimmert seien. Dann verließen ihn die Kräfte. Ein Versuch, den er noch im Sterben machte, einen Namen hinzuschreiben, ergab unleserliche Zeichen. Betrauert haben ihn in Rußland wohl nur sehr wenige. In Europa vielleicht nur Friedrich Wilhelm I. In London aber veranstalteten die Kaufleute ein Gelage, um auf den Tod des großen Teufels zu trinken.

Drei deutsche Russen:

Ostermann, Münnich, Ernst Johann Biron

Auf die höchst männliche Regierung Peters des Großen folgte in Rußland ein siebzigjähriges Frauenregiment, für Rußland eine Ungeheuerlichkeit, erklärlich aus der Tatsache, daß von Peter aller Respekt vor dem Hergebrachten beseitigt und Rußland durch ihn in Verhältnisse hineingezwungen ward, die das Gegenteil dessen darstellten, was es früher war. Diese Periode zerfällt in zwei ziemlich gleiche Hälften, die Zeit von 1725 bis 1762 und von da bis zum Jahre 1795, die Zeit Katharinas II. Gemeinsam ist der ganzen Periode, daß, abgesehen von Peter II., dem Sohn des unglücklichen Alexei, keiner der Herrscher ein unbestreitbares Recht auf den Thron hatte und bestenfalls eine Art Halblegitimität den Zugang zur Herrschaft ebnete, so daß die Erhaltung der persönlichen Stellung des Staatsoberhauptes zum Selbstzweck des staatlichen Lebens wurde, vor dem alles übrige zurücktreten mußte.

Von den Zöglingen Peters behauptete sich zunächst der Fürst Alexander Danilowitsch Menschi-

kow, derjenige, der nächst der Kaiserin Katharina I. die wunderbarste Laufbahn hinter sich hatte. Peter hatte diesen Bauersohn buchstäblich auf der Straße aufgelesen, ihn von Stufe zu Stufe gehoben und schließlich zu dem nach ihm selbst mächtigsten Mann im Reiche gemacht. Es konnte einen Augenblick scheinen, als solle aus seinem Geschlecht dem russischen Reiche der künftige Herrscher geboren werden. Menschikow hatte seine Tochter dem jungen Zaren Peter II. verlobt. Aber alle Herrlichkeit brach plötzlich zusammen. Andere Günstlinge, die Dolgoruki, die sich mit Recht rühmen konnten, zum allerältesten russischen Adel zu gehören, hatten sich an Peter herangedrängt, und mit raschem Entschluß hat dieser, durch das hochfahrende Wesen Menschikows beleidigt, ihn am 19. September 1727 verhaften und zwei Tage danach nach Beresow in das unwirtliche Nordsibirien verschicken lassen. Seine Familie, auch die Verlobte des Zaren, folgte ihm nach, und dort in der Verbannung ist Menschikow nach zwei Jahren gestorben. Nicht unwürdig, in rüstiger, körperlicher Arbeit, mit der Axt in der Hand, zimmernd und bauend wie einst sein Herr und Meister, hatte er sich in der Verbannung aufrechterhalten. Er starb bettelarm, nachdem er unbeschränkt mit den Reichtümern

ganz Rußlands geschaltet hatte — ein Nichts, als er die Augen schloß, wie er ein Nichts gewesen war, als Peter ihn aus dem Staube zu sich emporhob.

An seine Stelle traten die Dolgoruki als Führer des Altrussentums, und die trugen sich mit dem Plane, die Eroberungen Peters des Großen, Livland, Estland und Ingermanland, wieder aufzugeben, um die Meeresküsten und damit die Deutschen und die verhaßte abendländische Kultur wieder los zu werden. Das bezeugt uns der Feldmarschall Münnich, der es wissen mußte, und bestätigt noch zehn Jahre danach der englische Gesandte in einem Schreiben an seine Regierung: „Alle ohne Ausnahme wünschen, daß Petersburg am Meeresgrunde läge und alle eroberten Landschaften zum Teufel wären, damit sie nach Moskau ziehen und in der Nähe ihrer Güter glänzender und wohlfeiler leben können. Mit Europa wollen sie nichts zu tun haben."

Das wurde geschrieben, als bereits durch die Kaiserin Anna die Rückkehr zu den Petrinischen Grundsätzen erfolgt war; der Tod Peters II. im Januar 1730 und eine Intrige, an welcher die Dolgoruki sich beteiligt hatten, ebnete ihr den Weg zum Throne unter Bedingungen, die dahin

zielten, sie in Abhängigkeit von dem Mitregiment der großen Familien des Landes unter Führung der Golitzyn und Dolgoruki zu stellen.

Daß sie den Schlingen, die ihr gestellt wurden, entging, und daß die russische Politik in den Bahnen Peters des Großen beharrte, ist das Werk der Deutschen gewesen, mit denen sie regierte, Ostermanns, Münnichs und ihres Günstlings Ernst Johann Biron. Daß nunmehr ein furchtbar hartes Gericht über die Golitzyn und Dolgoruki hereinbrach, war nach alten Überlieferungen nur selbstverständlich. Die Dolgoruki speziell lassen sich als die Märtyrer des Altrussentums bezeichnen, Anna hat unbarmherzige Rache an ihnen geübt. Sie selbst stand unter dem Einfluß der deutschen Abenteurer Biron, Ostermann, Münnich, die sich zunutze machten, daß das damalige Rußland sich nicht selbst zu regieren vermochte und die großen Familien des Landes sich gegenseitig zerfleischten. Da jene drei die ersten Deutschen sind, die in leitender Stellung die politische und militärische Haltung Rußlands bestimmt haben, verdienen auch sie als „russische Köpfe" hier kurz charakterisiert zu werden.

Ernst Johann Bühren (so hieß er ursprünglich) war am 25. November 1690 auf einem Gut in

in der Nähe von Mitau geboren. Er hat eine wilde Studentenzeit in Königsberg durchlebt und ist, als er nach Kurland zurückkehrte, in den Dienst der verwitweten Herzogin Anna, der späteren Kaiserin, getreten. Er hat sie einmal nach Moskau zur Krönung Katharinas I. begleitet.

Schließlich wurde er der Geliebte Annas und blieb es, obgleich er seit 1763 mit Benigna Trotta von Treyden vermählt war. Unter den politischen Abenteurern, an denen das 18. Jahrhundert so reich ist, nimmt er eine hervorragende Stellung ein. Gut gebildet, von scharfem Verstande, imponierendem Wesen und eisernem Willen, war er so recht geeignet, andere zu führen. Es ist entschieden bösartige Tendenz, wenn die russische Geschichtschreibung ihn zu einem Scheusal aufgebauscht hat. Er war hart, weil man in Rußland anders als mit Härte überhaupt nicht regieren konnte, die Grausamkeit der verhängten Strafen aber gehört nicht ihm, sondern der barbarischen Justiz jener Zeit, und nicht er, sondern russische Richter haben das Schuldurteil gesprochen und das Strafmaß bestimmt. Die sogenannte Birowtschina kann nicht in Vergleich gesetzt werden mit der willkürlichen und blutigen Waltung Menschikows, oder die Zahl der unter ihm gefallenen

Opfer mit beliebig auszuwählenden Jahren der vorausgegangenen Petrinischen Periode. Er mißbrauchte seine Macht nicht, war, wie ausdrücklich bezeugt ist, liebenswürdig und zuvorkommend gegen jedermann und versäumte keine Gelegenheit, sich den russischen Großen nützlich zu machen. Obgleich Biron klug vermied, irgendwelche offizielle Stellung zu übernehmen, sondern sich damit begnügte, was er tat, durch die Kaiserin zu decken, konnten die Russen ihm doch nicht vergeben, daß er eine Stellung einnahm und einen Einfluß ausübte, die von Rechts wegen ihnen gebührte. So bildete sich allmählich eine Opposition, die ihn um seiner Selbsterhaltung willen nötigte, fester zuzugreifen, was den Haß gegen ihn noch steigerte. Dazu kam, daß er zu seinen Finanzoperationen einen Juden Liepmann benutzte, den ersten in der Reihe der Großkapitalisten, die seither in Petersburg unentbehrlich geworden sind. Man machte Biron für die nicht immer sauberen Geschäfte des Mannes verantwortlich und warf ihm vor, daß er Liepmanns heimlicher Kompagnon gewesen sei. Das ist aber historisch nicht nachzuweisen, während sich wohl verfolgen läßt, daß Biron seine großen Reichtümer der verschwenderischen Gunst Annas dankte. Er konnte schon 1734 von dem Grafen

Dohna die große Herrschaft Wartenberg in Schlesien für dreihundertsiebzigtausend Taler kaufen, für damalige Zeit eine ungeheure Summe.

Zum Herzog von Kurland ist er am 24. Juli 1736 gewählt worden, weil die Ritterschaft nicht zu Unrecht fürchtete, daß Kurland anderenfalls dem russischen Reich gewaltsam einverleibt werden könne. Man zog es vor, von zwei Übeln das kleinere zu wählen. Übrigens hat sich Kurland seinerzeit nicht schlecht befunden. Er ließ im wesentlichen die Dinge ihren gewohnten Lauf gehen und begnügte sich, für Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge zu tragen.

In Moskau hat namentlich die Tatsache, daß das Altrussentum seine Hoffnungen auf Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, zu richten begann, dahin geführt, daß Anna neben Biron noch eine Reihe anderer Deutschen an sich heranzog. Da sie den alten Garden nicht mehr traute, ließ sie ein drittes Garderegiment errichten, das Ismailowsche, dessen Offiziere meist Deutsche aus dem Reiche oder Livländer und Kurländer waren. Oberst der Ismailower wurde der ältere Löwenwolde, James Keith, der spätere Feldmarschall Friedrichs des Großen, Oberstleutnant, der Bruder

Ernst Johanns, Gustav Biron, Major. Auch an der Spitze der Garde zu Pferde stand ein deutscher Baron, Trautvetter. Dazu kamen als Größen ersten Ranges der Feldmarschall Münnich und der Vizekanzler Ostermann. Sie alle dienten der Kaiserin als Stützen gegen das Altrussentum, in dem sie nicht mit Unrecht ihren Feind erblickte. Es steht im Zusammenhang damit, daß Anna im Januar 1732 ihren Hof von Moskau nach Petersburg zurückverlegte.

Was den Russen die Erinnerung an diese Zeit so unerträglich macht, ist die Tatsache, daß sie zehn Jahre lang von Deutschen regiert worden sind. Aber diese Deutschen sind es gewesen, die das Werk Peters des Großen, das aus den Fugen zu fallen drohte, fast zweihundert Jahre erhalten haben. Vom Standpunkt der Mächte, die ein Interesse daran hatten, daß Rußland schwach blieb, ist die sogenannte Birowtschina als eine traurige Zeit zu bezeichnen, denn ihr zumal dankt es Rußland, daß die Stellung nicht verspielt ward, die Peter dem Reich auf der Schaubühne der Welt zugewiesen hatte. Die Dolgoruki und Golitzyn hätten es weder vermocht noch überhaupt gewollt. In den Tagen Annas waren jene drei Deutschen, die ihren Thron stützten, für sie

eine Notwendigkeit. Biron hielt das Reich zusammen, trotz aller Parteiungen und Zwistigkeiten, Verschwörungen und Ansätze zu Aufständen. Münnich verhinderte den Zerfall der Armee und führte sie zu Disziplin und Ordnung zurück und bald auch zu Siegen, wo immer er im Felde erschien, Ostermann endlich hat mit höchster Feinheit die Interessen der russischen Politik nach außen hin vertreten. Bei allen dreien hat ohne Zweifel das Interesse an der Behauptung der hohen Stellung, in die sie gelangt waren, mitgespielt, aber doch in sehr verschiedener Weise und eigentlich niemals so, daß darüber die besonderen Interessen Rußlands zurückgetreten wären.

Bei Ernst Johann Biron ist es der dynastische Standpunkt, der überwiegt. Wie er der Kaiserin Anna sein Emporkommen dankte, hing auch seine und der Seinigen Zukunft an ihr und an den Nachkommen jener älteren Linie des Zarenhauses, die auf Kosten der direkten Linie Peters den Thron usurpiert hatte. Mit dem Hause des Zaren Iwan Alexejewitsch mußte auch er stehen und fallen, das war seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Jede Kombination, welche Elisabeth Petrowna oder den Sohn ihrer Schwester, Peter

von Holstein-Gottorp, zum Thron führte, bedeutete für ihn den Untergang.

Münnich und Ostermann standen freier und verhältnismäßig sicherer da. Der Ursprung ihrer Karriere ging auf Peter den Großen zurück, sie hatten ihre Stellung gerechtfertigt durch ihre Verdienste um den Staat und waren unter Katharina und Peter II. dieselben geblieben wie in den Tagen Peters des Großen und jetzt während der Regierung Annas.

Ostermann leitete die russische Politik mit der Freude, die der Künstler seinem Werk entgegenbringt. Dieser Sohn eines westfälischen Pastors ist der Begründer der modernen russischen Diplomatie und hat im wesentlichen die Richtung bestimmt, die sie fortan eingehalten hat. Katharina II. kann wohl als die begabteste Vertreterin seiner Schule gelten, es wird schwer fallen, auch nur einen Schachzug ihrer Politik nachzuweisen, den Ostermann nicht vorgedacht und eingeleitet hätte. Er selbst aber hat auf dem Boden der Ideen Peters des Großen gestanden und kein Tüttelchen seiner politischen Gedanken preisgegeben. Daß er das vermochte, trotz des fast unentwirrbaren Netzes von Intrigen, welches die Kabalen am Hofe, der Haß der großen Ge-

schlechter gegeneinander, der Gegensatz der österreichischen, preußischen, polnischen, englischen, französischen Politik spann, ist ein wahrhaft erstaunlicher Beweis für die Feinheit dieses Kopfes. Dabei war er jeder Bestechung unzugänglich, wohlgebildet, musterhaft in seinem Familienleben, von liebenswürdigsten Formen und, wo es darauf ankam, auch rücksichtslos durchgreifend. Die ausländischen Diplomaten klagten über den unergründlichen Macchiavellismus seiner Anschläge; ihn fremden Interessen dienstbar zu machen, ist keinem gelungen. Darin aber lag seine Stärke.

So wenig man in Petersburg Andrei Iwanowitsch Ostermann liebte — der übrigens im Gegensatz zu anderen Deutschen, namentlich zu Biron, das Russische völlig beherrschte —, so unentbehrlich erschien er doch allen. Das „Orakel", wie man ihn nannte, ließ sich nicht übersehen und übergehen. Er wußte mehr, arbeitete unermüdlicher und urteilte sicherer über alle Fragen, an welchen das Gedeihen und die Zukunft Rußlands hing. Daß das Rußland Peters des Großen nach außen sich in den Bahnen weiter entwickelte, die Peter der Große gewiesen hat, ist vor allem sein Verdienst gewesen. Denken wir uns die Figur Ostermanns aus der Geschichte

des nachpetrinischen Rußland eliminiert, so glauben wir ein Chaos zu erkennen. Wir finden den Namen Ostermanns nicht in der allgemeinen deutschen Biographie, und gewiß mit Recht. Er ist durch eigene Wahl zum Russen geworden; trotzdem war die besondere Art seiner Begabung unrussisch in ihren Fundamenten, und das mag es erklären, wenn er bei den russischen Geschichtschreibern zwar Anerkennung findet, aber gleichsam eine widerwillige. Die Geschichte aber wird an der Tatsache festhalten, daß Ostermann das meiste getan hat, um Rußland auf der Bahn Peters des Großen zu erhalten.

Eine ganz andere Natur war Münnich, der Sprößling eines Oldenburger Adelsgeschlechtes, 1683 geboren, also siebenundvierzig Jahre alt, als Anna zum Thron gelangte, ein gelehrter Techniker im Ingenieurfach und zugleich ein kühner Soldat, der, wie so viele andere in jenen für Deutschland trüben Jahren, ein Feld der Tätigkeit suchte, wo immer die Kriegsfackel brannte. Er hat in den Reihen der Reichsarmee gegen die Franzosen bei Landau gekämpft, ist mit dem in englischem und holländischem Solde stehenden hessen-kasselschen Korps dem Prinzen Eugen zugezogen, hat bei Castiglione, Oudenaarde und Malplaquet mitge-

fochten, ist bereits Oberst, als er in französische Kriegsgefangenschaft gerät, kauft sich im Jahre 1713 los und tritt dann in polnische Dienste, wo er es bis zum Generalmajor und Generalinspektor der polnischen Truppen bringt. Streitigkeiten mit dem Feldmarschall Grafen Flemming führten dahin, daß er diese Stellung quittierte und seinen Blick nach Rußland richtete, wo ihm Peter die Stellung eines Generalingenieurs und Generalleutnants hatte anbieten lassen. Von da ab ist er in russischen Diensten geblieben. Rußland hat ihm den Plan und die Ausführung des Ladoga-Kanals zu danken. 1727 war er bereits General der Infanterie und im folgenden Jahre wurde er in den Grafenstand erhoben. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Mitgliede ihres Geheimen Kabinetts, zum Generalfeldzeugmeister und Präsidenten des Kriegskollegiums und 1732 zum Generalfeldmarschall.

Der Schwerpunkt seiner Verdienste um Rußland liegt darin, daß er einmal die verfallende russische Flotte wieder zu wirklicher Leistungsfähigkeit emporhob, dann aber in der auf ihn zurückzuführenden Reorganisation der russischen Armee. Artillerie und Ingenieurwesen Rußlands sind sein Werk, auf ihn geht die Begründung der Garni-

sonsschulen für die Kantonisten, des Kadettenkorps und der Ingenieurschule für die Offiziere zurück. Überhaupt ist er als der eigentliche Erzieher und Bildner der modernen russischen Armee zu betrachten, die bis in die Tage des Kaisers Paul hinein sich an den Mustern geschult hat, die er setzte. Es ist erstaunlich, wie dieser Deutsche es verstanden hat, dabei den Eigentümlichkeiten des russischen Volkstums Rechnung zu tragen. Nächst Ssuworow ist er ohne Zweifel der populärste aller russischen Feldherren gewesen. Ssokol — der Falke — nannten ihn die russischen Soldaten, und wenn er schonungslos mit dem Menschenmaterial umging, das er ins Feuer führte, so verzieh man es ihm gern, denn er hat es stets zum Siege geführt. Von hoher Statur, fast wie Peter, unermüdlich im Ertragen von Strapazen, gebieterisch in Haltung und Stimme, selbstbewußt und, wie Ostermann, jeder Bestechung unzugänglich. Auch er hatte sein Interesse mit dem russischen völlig identifiziert, wenngleich sein Haus deutsch blieb und auch seine Kinder von ihm in deutscher Bildung erzogen worden sind. Als Mensch ist er entschieden sympathischer als Ostermann, schon weil er mehr Leidenschaft und Persönlichkeit zeigt, Ostermann dagegen mehr den Eindruck macht, als habe sich

in ihm das kalt rechnende Staatsprinzip verkörpert.

Die Kaiserin Katharina II. hat von Münnich gesagt, ist er gleich nicht ein Sohn, so ist er doch ein Vater des russischen Reiches, und Friedrich der Große charakterisiert ihn folgendermaßen: „Der Graf Münnich ist der Kopf der russischen Armee, der Prinz Eugen der Moskowiter, er hatte die Tugenden und Fehler großer Feldherren; geschickt, unternehmend, glücklich; aber stolz, hochfahrend, ehrgeizig und mitunter zu despotisch, opfert er das Leben seiner Soldaten seinem Ruhm."

So interessant der Verlauf der Geschichte Annas ist, kann sie hier nicht erzählt werden. Wir müssen uns begnügen hervorzuheben, was als meist charakteristisch für die Geschicke der drei Männer ist, die den Vorwurf unserer Betrachtung bilden. Solange Ostermann, Biron und Münnich Hand in Hand gingen, hatten sie nur wenig zu fürchten. Der Polnische Erbfolgekrieg und der mit ihm in Zusammenhang stehende Türkenkrieg führten aber zu einem Zerwürfnis zwischen ihnen.

Ein von Biron gegen den Rat Ostermanns aus Rücksicht auf das unglücklich kämpfende Österreich geschlossener Friede mit der Türkei brachte Mün-

nich und Rußland um die Frucht der Siege, die er 1739, zuletzt bei Stawutschani, erfochten hatte. Seine Blicke waren bereits auf Konstantinopel gerichtet, als er die Kunde erhielt, daß Österreich bei Belgrad einen unrühmlichen Frieden geschlossen hatte und Rußland am 28. Dezember 1739 ihm unter gleich unrühmlichen Bedingungen beigetreten war. Münnich fühlte sich in seiner Ehre gekränkt und brachte eine tiefe Erbitterung gegen Biron heim.

Doch wäre es falsch, Biron allein für diesen Ausgang verantwortlich zu machen. Die altrussische Partei drängte nach Frieden. Sie legte ebenso wenig Wert auf die Gewinnung des Schwarzen Meeres wie einst auf die Gewinnung der Ostsee. Auch den Kriegsruhm schätzte sie gering, denn sie mußte die Last der Rekrutierungen tragen, und jeder ausgehobene Rekrut bedeutete eine Minderung der Einnahme des Adels. Dazu kam, daß Schweden den Türken ein Bündnis angeboten hatte, um die im Nordischen Kriege verlorene Stellung zurückzugewinnen. Zugleich hieß es, daß Frankreich im Begriff sei, eine Flotte in die Ostsee zu schicken. Auch begann Anna zu kränkeln. Sie hat, um ihrem Hause die Nachfolge zu sichern, im Sommer 1739 die Tochter ihrer

Schwester, Anna von Mecklenburg, mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählt und, als am 12. August 1740 aus dieser Ehe ein Sohn entsproß, diesen Prinzen zu ihrem Nachfolger bestimmt: Iwan Antonowitsch. Bald danach, im Oktober, starb die Kaiserin bei voller Besinnung und ohne Unruhe und Sorge. Sie hatte die letzte Ölung und Weihwasser empfangen und sah dem, was nun kommen konnte, mit voller Sicherheit entgegen. Zum Regenten des Reichs für die Zeit der Unmündigkeit des nunmehrigen Kaisers Iwan V. aber hatte sie, auf seine dringende Bitte, Ernst Johann Biron ernannt.

Und nun war er der Herr, und er hat von der ersten Stunde ab die Zügel mit harter und fester Hand an sich gerissen. Alles beugte sich vor ihm, die Eltern des kleinen Zaren, die Großen des Reichs, das Militär, Senat und Heiliger Synod.

Die Herrlichkeit hat aber nur dreiundzwanzig Tage gedauert. Münnich entriß der Mutter des Zaren, Anna Leopoldowna, den Befehl, Biron zu verhaften. Am 20. November hat er, mit nur achtzig Mann, den Allgewaltigen gestürzt. Biron wurde in der Nacht in seinem Palais gefangengenommen. Die dreihundert Mann Garden, die die Wacht hatten, rührten keinen Finger, ihn zu

schützen. Man schleppte den Halbbekleideten erst nach Schlüsselburg, dann unterwarf man ihn einem formlosen Verhör. Seine eigenen Werkzeuge, Bestuschew und Uschakow, die das meiste getan hatten, um ihm die Regentschaft zu sichern, haben die schlimmsten Anklagen gegen ihn erhoben. Die Männer, die ihn zum Tode verurteilten, waren dieselben, welche die Deklaration unterschrieben hatten, die ihn zur Regentschaft berief. Anna Leopoldowna hat ihn jedoch zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien und zum Verlust all seiner Ämter und Würden begnadigt. Regentin wurde nunmehr diese Anna.

Einige Monate lang konnte es nun scheinen, als solle Münnich der tatsächliche Herr Rußlands werden, denn Anna Leopoldowna war in Liebeshändeln mit dem sächsischen Gesandten Grafen Lynar verfangen und völlig unfähig, selbst zu regieren. Münnich hat aber in einer Differenz mit Ostermann über die Richtung, die der russischen Politik gegeben werden sollte — ob nach der preußischen oder nach der österreichischen Seite hin — seinen Abschied eingereicht, um seinen Willen, der auf ein Bündnis mit Preußen hinwies, durchzusetzen, aber wider Erwarten nahm Anna seine Demission an, und damit war Oster-

manns Spiel gewonnen. Der Regent Rußlands war nunmehr er. Münnich zog sich auf seine Güter zurück und trug sich mit der Absicht, in preußische Dienste zu treten. Er hat zu seinem Unglück den Plan nicht schnell genug ausgeführt, denn selbst dieser intime Kenner russischer Hofkabalen hatte nicht geglaubt, daß nach so überraschend kurzer Zeit eine neue Palastrevolution eintreten könne.

Die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, bemächtigte sich, völlig unerwartet für die Machthaber des Augenblicks, durch eine glücklich durchgeführte Überrumpelung der Regierung.

Am 5. Dezember 1741 um zwei Uhr morgens schritt sie ans Werk, ohne eigentliche Helfer, abgesehen von dem Haufen Soldaten, der sich ihr angeschlossen hatte. Die Rasumowski, Schuwalow, Woronzow und die anderen alle, die mit ihr das Abenteuer wagten, bedeuteten damals noch nichts. Hätte Ostermann Wind von Elisabeths Plänen bekommen, es hätte nur eines Wortes von ihm bedurft, um all diese Leute zu zerschmettern. Aber das Glück war für Elisabeth. In der Preobraschensker Kaserne fielen ihr die Mannschaften sofort zu. Anna Leopoldowna, Anton Ulrich von Braunschweig, der kleine Zar Iwan wur-

den im Schlaf überrascht und gefangengenommen, ebenso Ostermann, Münnich, Löwenwalde, Mengden und Golowkin. Im ganzen zwanzig Personen.

Und nun war Elisabeth Kaiserin, und der Beginn ihrer Regierung mußte sein, mit denjenigen abzurechnen, die ihr gefährlich werden konnten. Die Familie Braunschweig wurde nach Cholmogory verbannt, an die Ufer des Weißen Meeres. Der kleine Kaiser Iwan von seinen Eltern getrennt und nach Schlüsselburg gebracht, wo er — ohne je freie Luft geatmet zu haben — zu einem fünfundzwanzigjährigen Mann heranwuchs. Dann ist er auf einen Befehl, den noch Elisabeth erlassen hatte, von seinen Wächtern ermordet worden.

Ostermann, Münnich, Golowkin und die anderen wurden vor Gericht gestellt. Eine Kommission von Senatoren und vornehmen Herren erkannte, daß Ostermann gerädert, Münnich geviertteilt, die übrigen einfach geköpft werden sollten. Sie haben sich keinen Augenblick vor diesen Richtern gebeugt. Münnich rief dem Vorsitzenden, einem Fürsten Trubetzkoi, der sich während der türkischen Kampagne auf ungeheuren Unterschleifen hatte ertappen lassen, zu:

„Ich habe nur eins mir zuschulden kommen lassen, daß ich nämlich unterließ, dich damals hängen zu lassen."

Auf die unsinnigen Anklagepunkte erklärte er, den Richtern nicht antworten zu wollen. Sie möchten nach Belieben sich die Antworten selbst zusammenstellen. So wurde das Urteil gesprochen. Erst auf dem Richtplatze wurden alle zu einfacher Todesstrafe begnadigt.

Man trug den an den Füßen gelähmten Ostermann auf das Schafott, legte ihn mit dem Gesicht auf den Boden, entblößte ihm den Hals und legte ihn auf den Block. Ein Henker hielt ihn am Haar, ein anderer zog das Beil aus dem Sack. Da trat ein Sekretär an ihn heran und verkündete laut, daß Gott und die Zarin ihm das Leben geschenkt hätten. Als man den alten Herrn auf seinen früheren Sitz zurücktrug, bemerkten die Umstehenden kein Zeichen der Erregung an ihm. Keine Muskel seines Gesichts zuckte, nur die Hände hätten etwas gezittert.

Münnich blieb bis zuletzt mutig und stolz. Als auch ihm die Begnadigung angekündigt wurde, sagte er:

„C'était la peine de nous faire venir ici."

Auch Löwenwalde blieb gefaßt und ruhig,

nur bei Golowkin und Mengden wollten die Zuschauer Kleinmut erkennen. Der Pöbel aber, der das Schafott umstand, war so erbittert darüber, daß ihm das erhoffte Schauspiel entgangen war, daß die Truppen ihn auseinandertreiben mußten.

Ostermann ist nach sieben schweren Jahren im äußersten Elend in Berosow gestorben. Münnich wurde nach Pelym, im Gebiet der Wogulen, verbannt. Er hat dort dasselbe Haus bezogen, das er ein Jahr vorher für Ernst Johann Biron nach eigenem Plan hatte bauen lassen. Biron hatte von Elisabeth die Erlaubnis erhalten, nach Rußland zurückzukehren. Es mögen seltsame Gedanken sein, die beiden, Münnich und Biron, durch die Seele zogen, als sie unterwegs einander begegneten, der eine auf dem Rückwege, der andere auf dem Wege in den unwirtlichsten Teil des Gouvernements Tobolsk. Sie zogen beide den Hut, aber keiner hat dem andern ein Wort zugerufen.

Nach zwanzig Jahren, die Münnich im eisigen Norden wie ein Held ertragen hat, ohne je kleinmütig zu werden, durfte er 1762 wieder heimkehren. Peter III., der Holstein-Gottorper auf dem Zarenthron, setzte ihn in seine Stellung als

Generalfeldmarschall wieder ein. Der Neunundsiebzigjährige trat damit wieder in Leben und Arbeit ein, als sei er noch der Falke von Otschakow und Stawutschani. Er ist am 16. Oktober 1767 gestorben. Ein Mann, der stärker war als das Schicksal, das ihn hatte beugen wollen.

Katharina II. und Potemkin

Der durchlauchtige Fürst Grigori Alexandrowitsch, der Taurier, ist am 13. September 1739 als Sohn eines russischen Landedelmanns geboren, der es im Armeedienst bis zum Oberst gebracht hatte. Das Gut des Vaters, Tschischewo, lag im Gouvernement Smolensk. Die Mutter siedelte nach dem Tode ihres Mannes nach Moskau über, wo der damals siebenjährige Grigori in der deutschen Slobada eine deutsche Schule besuchte, die ihn zum Eintritt in die Moskauer Universität vorbereitete. Die Familie war nicht unbemittelt, und nach der Sitte der Zeit wurde er schon in seinem neunten Jahre als Gemeiner bei der Garde zu Pferde eingeschrieben. Das bedeutete keinen wirklichen Dienst, gab aber die Anwartschaft auf regelmäßiges Avancement. 1762 war er bereits Vizewachtmeister, und da er inzwischen wegen Trägheit aus der Universität ausgeschlossen worden war, trat er nunmehr in den aktiven Dienst. Der Staatsstreich Katharinas am 29. Juni 1762 hat dann über seine Zukunft entschieden. Er erregte die

Aufmerksamkeit der Kaiserin, die ihn fortan nicht mehr aus den Augen verloren hat. In dem berühmten Brief an ihren einstigen Geliebten Stanislaus Poniatowski erwähnt sie ausdrücklich die Umsicht, Tapferkeit und Tätigkeit des dreiundzwanzigjährigen Unteroffiziers Potemkin. Sie hat ihn dafür um zwei Rangstufen avancieren lassen, ihm vierhundert „Seelen" geschenkt und ihn zum Kammerjunker ernannt. 1767 finden wir ihn als Mitglied der großen Kommission, die eine Reform des Reiches herbeiführen sollte, im Effekt aber nur zu einer gewaltigen Reklame führte, welche die menschenfreundlichen Absichten der Kaiserin recht nachdrücklich dem Abendlande bekanntmachte, wofür dann niemand mehr gesorgt hat als die Kaiserin selbst.

Potemkin tritt in dieser Kommission als Fürsprecher für die Interessen der tatarischen Untertanen Rußlands und der „Andersgläubigen", d. h. der nicht zur orthodox-russischen Kirche Gehörigen auf. Wir wissen jedoch nichts Genaueres über seine Tätigkeit, Früchte hat sie ebensowenig getragen wie das nie ins Leben getretene Gesetzbuch Katharinas. Als Entschuldigung mag dienen, daß das Jahr 1768 den ersten Türkenkrieg der Kaiserin brachte, an dem Potemkin als Volontär mit Auszeichnung teilnahm. An der Niederlage des Seraskiers bei

Fokschani im Januar 1770 gebührt ihm ein wesentliches Verdienst, und ebenso, nach dem Zeugnis des Grafen Rumjanzow, an der Einnahme von Ismail, auch hat es ihm im weiteren Verlauf des Krieges an Anerkennung für seine Haltung nicht gefehlt. Wir können nicht feststellen, wie weit das Interesse der Kaiserin für ihn, das natürlich bekannt war, das Urteil seiner Vorgesetzten beeinflußte. Seit 1770 durfte er ihr direkt schreiben, und seine Art sich zu äußern führte sie nicht nur zur Überzeugung, daß er ungewöhnlich fähig sei, sondern befestigte sie in der Vorstellung, daß seine Treue nicht nur der Kaiserin galt, sondern auch der Frau, der er gleich bei ihrer Thronbesteigung seine Verehrung gezeigt hatte.

Wir wissen aus ihrem Munde, daß während des Türkenkrieges Potemkin ihr durch seinen Verstand und seine Ratschläge sehr behilflich gewesen sei. „Er ist mir" — sagte sie — „grenzenlos treu." In dieser Überzeugung hat sie an ihn am 4. Dezember 1773 den folgenden Brief gerichtet: „Herr Generalleutnant und Ritter. Ich glaube Sie sind so sehr beschäftigt auf Silistria zu blicken, daß Sie keine Zeit finden, Briefe zu lesen; und obgleich ich noch nicht weiß, ob das Bombardement erfolgreich gewesen ist, so bin ich doch überzeugt, daß alles,

was Sie unternehmen, nur ihrem glühenden Eifer für mich persönlich und überhaupt für das geliebte Vaterland zuzuschreiben ist, dessen Dienst Sie lieben. Da ich nun meinerseits lebhaft wünsche, eifrige, tapfere, kluge und geschickte Leute zu erhalten, so bitte ich Sie, sich nicht unnötig in Gefahr zu begeben. Vielleicht fragen Sie, wenn Sie diesen Brief lesen: weshalb ist er geschrieben? Darauf antworte ich, damit Sie erfahren, wie gut ich über Sie denke; denn ich bin Ihnen stets sehr wohlgeneigt."

Kein Zweifel, es war eine Werbung! und daß Potemkin den Brief so verstanden hat, ergibt sich daraus, daß er ohne Zeitverlust aus dem Lager von Silistria nach Petersburg aufbrach. Dort haben Unterredungen zwischen ihm und der Kaiserin stattgefunden, bei denen er sich eifersüchtig über die früheren Günstlinge der Kaiserin ausgesprochen haben muß.

Sie antwortete mit einem Schreiben, dem sie die Überschrift setzte: „Aufrichtige Beichte", und das in die Sammlung der Werke Katharinas aufgenommen worden ist. Es erzählt die Genesis ihrer Liebesverhältnisse. Wie sie erst Sergei Saltykow, danach den späteren König von Polen Stanislaus August, nach diesem Gregor Orlow geliebt habe.

Daß es nicht dabei blieb, sei seine, nicht ihre Schuld gewesen. Aus Verzweiflung habe sie dann eine neue Wahl getroffen, Wassiltschikow, den sie nicht liebte und dessen Liebkosungen sie quälten und weinen machten.

„Dann", so fährt sie fort — „erschien ein Ritter, der durch seine Verdienste und seine stete Liebesbeteuerung so verführerisch war, daß, als man von seiner Ankunft erfuhr, man schon davon zu reden begann, daß er den Platz einnehmen solle, obgleich man nicht wußte, daß ich durch einen Brief gerade ihn hergerufen hatte, aber mit dem innerlichen Entschluß, nach seinem Eintreffen nicht blind zu handeln, sondern zu prüfen, ob er die Neigung empfinde, von der mir die Gräfin Bruce gesagt hatte, daß viele sie längst erkannt hätten, d. h. jene Neigung, von der ich wünsche, daß er sie habe.

Nun, Herr Ritter, kann ich nach dieser Beichte hoffen, von meinen Sünden absolviert zu werden. Siehst Du ein, daß es nicht fünfzehn waren, sondern nur der dritte Teil ist. Daß ich den ersten auf Befehl, den vierten aus Verzweiflung nahm und daß man mir wegen der drei andern, wenn Du es genau überlegst, nicht Leichtfertigkeit vorwerfen kann. Gott weiß, daß es nicht aus Lust zur Ausschweifung geschah, für die ich keinerlei Neigung habe. Hätte

mir das Schicksal in meiner Jugend einen Mann beschert, den ich lieben konnte, so hätte ich mich in alle Ewigkeit nicht geändert. Das Unglück ist, daß mein Herz keine Stunde lang ohne Liebe bleiben will. Man sagt, daß die Menschen solche Laster dadurch beschönigen wollen, daß sie aus Herzensgüte geschahen. Auch kann es wohl sein, daß eine solche Disposition des Herzens eher Laster als Tugend ist. Aber es ist überflüssig, daß ich Dir dieses schreibe, denn danach wirst Du mich lieben oder nicht zur Armee zurückkehren wollen, aus Furcht, daß ich Dich vergessen könnte. Ich glaube aber wirklich nicht, eine solche Dummheit getan zu haben und wenn Du mich für immer an Dich fesseln willst, so zeige mir ebensoviel Freundschaft wie Liebe und vor allem liebe und sprich die Wahrheit."

Die Antwort Potemkins datiert vom 27. Februar (1774): „Allergnädigste Kaiserin. Ich habe mein Leben Ihrem Dienst geweiht und es nie geschont, wo sich die Gelegenheit bot, Ihren Allerhöchsten Namen berühmt zu machen; indem ich mir dieses als einfache Pflicht vorsetzte, habe ich niemals an meine Karriere gedacht, und wenn ich sah, daß mein Eifer den Wünschen Ew. Majestät entsprach, fühlte ich mich bereits belohnt. Da ich fast seit meinem Eintritt in die Armee als

Befehlshaber besonderer Truppen stets in der Nähe des Feindes gestanden habe, habe ich nicht unterlassen, ihm allen möglichen Schaden zuzufügen, wofür ich mich auf den Kommandierenden und auf die Türken selbst berufe. Ich bin durchaus nicht mit Neid gegen diejenigen erfüllt, die jünger als ich übermäßige Beweise Allerhöchster Gnade erhalten haben, aber nur das würde mich beleidigen, wenn ich in den Gedanken Ew. Majestät weniger würdig wäre als jene anderen. Da mich dies quält, habe ich die Dreistigkeit, vor dem geheiligten Thron Ew. Majestät niederzufallen und zu bitten, daß, wenn mein Dienst Ihres Wohlwollens würdig ist, und wenn die Freigiebigkeit und die allerhöchstkaiserliche Gnade mir gegenüber nicht erschöpft ist, Sie diese Zweifel beseitigen und mich zum Generaladjutanten Ew. Kaiserlichen Majestät ernennen.

Dadurch würde niemand beleidigt werden, ich aber werde es als den Gipfel meines Glücks betrachten, und zwar um so mehr, als ich unter dem besonderen Schutz Ew. Majestät gewürdigt werde, Ihre weisen Befehle entgegenzunehmen, und indem ich mich in sie vertiefe, immer fähiger werde, Ew. Majestät und dem Vaterlande zu dienen." —

Schon am folgenden Tage bewilligte die Kaiserin ihm seine „so maßvollen" Bitten. Potemkin

ist danach zwei Jahre lang nicht nur der Geliebte, sondern auch der vertraute Mitarbeiter der Kaiserin gewesen. Sie hatte keine Geheimnisse ihm gegenüber und gefiel sich in der Überzeugung, in ihm einen genial beanlagten Mann gefunden zu haben, den sie zum Staatsmann zu erziehen berufen sei. Gerade damals aber hatte sie die Empfindung, einer unbedingt zuverlässigen männlichen Stütze nicht entraten zu können. Im Wolgagebiet war der höchst gefährliche Räuber- und Bauernaufstand Pugatschews, der sich mit dem Namen Peters III. deckte, im blutigen Fortschritt begriffen. Aus Italien traf die Nachricht von einer Prätendentin ein, die sich für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth ausgab und Fürstin Tarakanow nannte. Der Türkenkrieg mußte zum Abschluß geführt werden, damit für die sich vorbereitende Teilung Polens Rußland freie Hand habe. Daß Potemkin an der erfolgreichen Lösung der sich daraus ergebenden Gefahren und Schwierigkeiten bedeutenden, wenn auch nicht entscheidenden Anteil gehabt hat, glaubte die Kaiserin und bezeugen die Akten dieser Zeit.

Wir wissen nicht mit Sicherheit, was Katharina oder ihn, Potemkin, veranlaßt hat, das Verhältnis zu lösen. Wahrscheinlich geht der Entschluß dazu

von ihm aus. Er war von Natur unbeständig, und die Gleichmäßigkeit des Petersburger Lebens, der Zwang einer Etikette, die von Katharina aus Neigung und Notwendigkeit eingehalten wurde, stand im Widerspruch zu seinem ganzen Wesen. So hat er sich zum Generalgouverneur von Neu-Rußland, Asow und Astrachan mit so gut wie unbeschränkten Vollmachten ernennen lassen und sich in Frieden und Freundschaft von Katharina getrennt. Da er aber wußte, daß, wie ihm die Kaiserin in jener „aufrichtigen Beichte" geschrieben hatte, „ihr Herz keine Stunde lang ohne Liebe" bleiben konnte, wußte er auch, daß er Nachfolger haben werde. Sie hat ihm aber versprochen, seine Freundin zu bleiben und den, dem sie ihre Liebe schenken werde, nicht anders als aus seiner Hand entgegenzunehmen. Dabei aber ist es, mit einer Ausnahme, von der wir noch zu berichten haben werden, bis zum Tode Potemkins geblieben.

Katharina hat ihn nach wie vor in wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rate gezogen. Der Süden und die orientalische Frage aber blieben sein besonderer Wirkungskreis, in dem er nach eigenem Ermessen, mit häufig erst nachträglicher Gutheißung der Kaiserin, man kann wohl sagen re-

gierte. So hat er 1781 die Statthalterschaft Saratow begründet, seit 1783 dem russischen Gesandten in Konstantinopel Instruktionen erteilt, seit 1789 die Stellung eines Präsidenten des Kriegskollegiums mit dem Rang eines Feldmarschalls bekleidet, und im folgenden Jahre ward ihm die Admiralität des Schwarzen Meeres unterstellt. Die gesamte Aktion, die zur Annexion der Krim führte, ist zwischen ihm und Katharina beraten worden. Er hat Odessa, Jekaterinoslaw, Sewastopol und Nikolajew erbaut, die Kolonisation Neu-Rußlands gefördert und endlich in die gesamte Armee neue, bequeme Uniformen eingeführt, auch Puder und Zopf der Soldaten beseitigt, was im Hinblick auf die Sitten der Zeit (1783) einen entschiedenen Fortschritt bedeutete. Abgesehen von der letztgenannten Reform, hat freilich bei alledem das Scheinwesen eine große Rolle gespielt. Anläufe und Anfänge wurden für vollendete Wirklichkeit ausgegeben, und es kann zweifelhaft sein, wie weit bewußte Täuschung und wie weit Selbsttäuschung mitspielte. Auch der mächtigen politischen Phantasie der Kaiserin fällt dabei eine Rolle zu. Bestimmte politische Ziele sind ihr wie in einer Vision stets gegenwärtig erschienen. Das Bild eines russisch gewordenen Polens, einer beherrschenden

russischen Seemacht auf dem Schwarzen Meer und in der Ostsee, das russische Doppelkreuz auf der Hagia Sophia hat sie nie verlassen, und alles, was an ihr lag, hat sie getan, um das lockende Ziel zu erreichen. Sie hat ihren Kurs beibehalten, und wo sie genötigt war, ihn zeitweilig zu verlassen, ist sie doch immer wieder darauf zurückgekommen. Dazu kam, daß sie sich allerdings mit dem, was ihr für Rußland heilsam schien, völlig identifizierte, daß ihr kalter Egoismus identisch wurde mit den Interessen des Staates, ja daß sie schließlich die Männer, welche sie als Günstlinge an sich gefesselt hatte, ebenfalls in jene politische Richtung hineindrängte, von deren Erfolg sie unsterblichen Ruhm und das Vergessen ihrer sehr menschlichen Schwächen erwartete. Von ihren Favoriten, die sie stets nach ihrem Sinn zu erziehen versuchte, hat wohl nur Potemkin ihre Illusionen voll geteilt und sie zeitweilig noch gesteigert. Aber seine echt russische Natur, die trotz überwiegender Härten gelegentliche Züge von überraschender Weichheit und religiösem Mystizismus zeigt, konnte auch völlig versagen, während sie sich stets gleich geblieben ist. Von dem, was man Menschenverachtung nennt, von dem schmerzlichen Pessimismus, der so oft diejenigen ergreift, die auf der Menschheit Höhen

stehen, hatte sie nichts. Sie hat nicht verachtet, aber auch nicht geachtet, sie hat nicht gehaßt — es sei denn politisch — und hat nicht geliebt — es sei denn physisch — aber sie hat die Menschen benutzt, und was sie suchte, war nicht die wirkliche Größe, sondern der Schein derselben. Mit dem Schein gab sie sich vollkommen zufrieden, aber sie forderte ihn auch und niemand hat die Macht des Scheines mehr zu schätzen verstanden als sie. Mit den Mitteln des Scheins wirkliche Erfolge erringen, das war ihr Kunst, und unerschöpflich ist die Findigkeit, mit der sie auch in den schwierigsten Lagen jenen alles vergoldenden Schein zu retten verstand. Madame la Ressource, Frau Hilfsquelle, wie sie sich zu nennen liebte.

Einmal freilich ist die Vorführung eines Scheinerfolges ihr teuer zu stehen gekommen, das war die große Reise, die sie zu Anfang des Jahres 1787 in die Krim unternahm. Sie brachte ihr den verfrühten Türkenkrieg, die Bedrohung Petersburgs durch die Schweden und die Gefahr eines preußischen Krieges, durch welchen ihre Stellung in Livland und in Polen in äußerste Bedrängnis geraten wäre. Nun, sie hat auch diese Fährlichkeiten zu überwinden verstanden, und die Reise in

die Krim, wer wollte es leugnen, ist die glänzendste Komödie gewesen, welche je in Rußland aufgeführt ward. In echt russischer Weise, mit all jener Kombination von Glanz und Bettelhaftigkeit, von Scheinkultur und Barbarei, die nun einmal jenes Land und jene Zeit charakterisieren.

Am 18. Februar 1787 brach die Kaiserin auf. Ihr Wagen, von dreißig Pferden gezogen, war ein förmliches Haus, etwa in Art des Prachtwaggons unserer Tage. Ein besonderes Kabinett für die Kaiserin, ein Salon für acht Personen, eine Bibliothek, der Spieltisch, alle denkbaren Bequemlichkeiten. Mit ihr der damalige Favorit Mamonow, Sascha, wie sie ihn nannte, ein sechsundzwanzigjähriger Beau aus alter Familie, in welchen Katharina leidenschaftlich verliebt war und der sich den Anschein gab, vor Eifersucht zu vergehen, sobald die damals achtundfünfzigjährige Katharina sich gegen einen anderen Mann liebenswürdig zeigte. Außer ihm war noch das berüchtigte Fräulein Protassow im Wagen und der Stallmeister Leon Narryschkin, der sich so recht als der Hofnarr der Kaiserin bezeichnen läßt und dessen, oft nicht sehr anständige Wortwitze Katharina in Entzücken versetzten, dazu irgendeiner der ausländischen Diplomaten, etwa der Franzose Ségur, dessen 1827 in drei Bänden heraus-

gegebene Memoiren eine kostbare Quelle für unseren Gegenstand sind, oder der Engländer Fitz-Herbert, oder etwa Graf Cobentzl, der österreichische Gesandte, der ebenfalls die Rolle eines halben Narren spielte. Dazu kamen vierzehn andere Wagen und hundertvierundzwanzig Schlitten für das Gefolge der Kaiserin. Eine ganze Karawane, für welche an den Stationen Holzpaläste errichtet waren, denn es waren immerhin zweitausend Kilometer, die zurückgelegt werden mußten. Alles mit ungeheuerer Verschwendung eingerichtet, eine unvergleichliche Gelegenheit zum Stehlen, die denn auch entsprechend ausgenutzt wurde. „Unsere Wagen", schreibt der Herzog von Ligne, der auch an der Reise teilnahm, „sind voll Feigen und Apfelsinen, unsere Lakaien sind von Champagner besoffen, und ich sterbe vor Hunger, denn alles ist kalt und abscheulich." Auf den Halteplätzen ging es dafür hoch her. Sie waren mit geradezu fabelhaftem Luxus ausgestattet, und man suchte sich nun nach Möglichkeit zu amüsieren, plump oder geistreich, wie jeder es gerade verstand. Dennoch, sagt Ségur, sei an alledem nichts natürlich, alles geschminkt, offiziell geschraubt gewesen. Man habe mehr Theater als Reiseeindrücke gehabt; statt zu beobachten, sei man beobachtet worden; in dem Rausch von Festen,

Bällen, Ovationen sei keine Zeit gewesen zu Sammlung und ruhiger Überlegung. Rußland erschien wie in der magischen Beleuchtung einer Zauberlaterne, die Gesellschaft aber war im Grunde dieselbe wie in Zarskoje Sselo oder in der Eremitage. Die einzelnen Gouverneure wetteiferten in der Bestellung des Blendwerkes, und alles schien verschworen, die Reisenden, vor allem aber die Kaiserin und ihre Gäste zu täuschen.

In Kiew strömten die polnischen Magnaten zusammen, um Katharina ihre Huldigungen darzubringen, dazu Kalmücken, Kirgisen, Tataren, die Vorboten jener Steppenlandschaften, in die man jetzt eindrang. Man fuhr den Dnjepr hinab auf einer ad hoc rasch gezimmerten Flotte von achtzig Fahrzeugen, an der Spitze drei mächtige Barken, ganz mit Rot und Gold ausgeschlagen, mit Pavillons und Plattformen. „Gold und Seide", sagt Ségur, „glänzen in den Kajüten. Jeder Gast findet auf seiner Galeere ein Zimmer und ein Kabinett voll Luxus und Eleganz, einen bequemen Diwan, ein prachtvolles Bett mit chinesischem Bezug und einen Sekretär aus Mahagoni. Jede Galeere hat ihr Musikkorps und an den Seiten sieht man eine Unzahl Schaluppen und Boote hin und her fahren."

In Kaniew machte der König von Polen der Kaiserin seine Aufwartung. Stanislaus Poniatowski, mit dem sie vor einem Vierteljahrhundert so heiße Küsse getauscht hatte, noch immer ein stattlicher Mann, aber sorgenvoll und gebrochen. Mamonow hatte keine Ursache, den Eifersüchtigen zu spielen, Katharina gestattete ihm keine andere Gunst als die einer Unterredung von kurzer Dauer und die Erlaubnis, ihr zu Ehren ein Feuerwerk von beispielloser Pracht abzubrennen. Der stets in Geldnöten schwebende Polenkönig hat für diese Reise nicht weniger als drei Millionen Gulden ausgegeben. Er durfte die Kaiserin nicht einmal auf ihrer Weiterfahrt begleiten. Übrigens ging die Flußfahrt nicht ohne bedenkliche Abenteuer ab, denn die Galeeren waren zwar dekorativ ausgezeichnet gebaut, für eine wirkliche Flußtour aber schlecht genug eingerichtet. So ist Katharina, deren Schiff vom Strom ans Ufer geworfen wurde, einmal in ernster Lebensgefahr gewesen. Aber sie verbot davon zu reden, und nur in den Berichten der ausländischen Diplomaten ist uns die Tatsache erhalten worden. Dreißig Meilen vor Cherson stieg man wieder ans Land.

Die Kaiserin war jetzt in dem Gebiet, das direkt unter Potemkin stand, und nun erst konnte sie

sich ganz dem Genuß der Fata Morgana hingeben, welche der Fürst ihr vorzauberte. Einer seiner Gehilfen, Tschertkow, sagt, selbst er habe nicht begreifen können, was Potemkin der Kaiserin zeigen wolle, denn alles sei öde und leer gewesen. „Als ich aber mit Ihrer Majestät wiederkam, da erschienen Gott weiß welche Wunder, und der Teufel mag sagen, woher alle diese Siedelungen, diese Armeen, dies Volk, die reichgeputzten Tataren, die Kosaken und Schiffe herkommen. Ich ging wie im Traum und traute meinen Augen nicht." Ein anderer Zeuge, Langeron, fragt, durch welches Wunder kann man diese Herrlichkeiten schaffen? und antwortet gleich selbst darauf: „Ich muß es sagen, es geschah durch Tyrannei und Terror und hatte den Ruin mehrerer Provinzen zur Folge. Aus den volkreichen Gouvernements von Klein-Rußland und aus Orten, welche die Kaiserin nicht passierte, vertrieb man die gesamte Bevölkerung und verstreute sie durch die Einöde: Tausend Dörfer wurden zeitweilig entvölkert und alle ihre Bewohner mit all ihren Herden an bestimmte Stationen versetzt. Man nötigte sie, eilig Trugdörfer in der Nähe der Ufer des Dnjepr zu erbauen und weiter landeinwärts Fassaden von Dörfern aufzustellen. War die Kaiserin vorübergefahren, so trieb man all

diese Unglücklichen zurück, und viele sind an den Folgen dieser Reise zugrunde gegangen; da ich dreißig Jahre später Generalgouverneur all dieser Provinzen gewesen bin, habe ich mich davon überzeugen können, daß alle diese Einzelheiten, die mir fabelhaft erschienen, durchaus wahr sind.

In Cherson traf Kaiser Joseph II. mit Katharina zusammen, um sie in die Krim hinein zu begleiten, nach Bachschissarai und nach Sewastopol, wo eine stattliche Kriegsflotte die Bewunderung Josephs erregte. Auch in der Krim waren die Kulissen so meisterhaft gestellt, daß Joseph eine stark übertriebene Vorstellung von der Macht Rußlands erhielt, und wenn er einerseits seinem Spott über die Unordnung dieses russischen Reisezuges Ausdruck gab, so zweifelte er doch nicht daran, daß diese Schöpfungen für Rußland eine große Zukunft bedeuteten. „Stellen sie sich vor," schreibt er dem Feldmarschall Lacy, „was sich der Sultan dabei denken muß; er erwartet täglich, daß diese braven Burschen kommen und mit dem Donner ihrer Kanonen ihm die Scheiben an den Fenstern seines Palastes zertrümmern. Die Kaiserin ist entzückt über einen solchen Machtzuwachs Rußlands." Bald danach riefen die niederländischen Unruhen den Kaiser nach Europa zurück, Katharina aber

machte ihre Rückreise nach Petersburg unter dem gleichen Trugapparat wie auf der Hinfahrt. Als sie heimgekehrt war, blieb es freilich schwer, alle Illusionen aufrechtzuerhalten. Zunächst hatte die Reise nicht die vier Millionen Rubel des Voranschlags gekostet, sondern das Doppelte, dann folgten Nachrichten von Hungersnot und Mißernte, und endlich kam jener Türkenkrieg, der die Probe auf die Echtheit der Potemkinschen Schöpfungen geben sollte.

Seit dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774 waren die diplomatischen Zwistigkeiten mit der Pforte eigentlich nie abgebrochen. Katharina hielt die Wunde sorgfältig offen, um bei guter Zeit den Vorwand zu einem chirurgischen Eingriff, am liebsten zu einer Amputation zu finden. Und auch Potemkin, der sein Königreich Dakien im Kopfe hatte, wünschte bald ans Ziel zu kommen.

Dieser Mann, dem das Schicksal jeden Wunsch zu erfüllen schien, suchte nach irgendeiner neuen Sensation, die er noch nicht kannte. Als er einst mit seinem Neffen Engelhardt speiste und besonders guter Laune war, wurde er plötzlich finster und träumerisch. Dann sagte er nach langer Pause: „Kann es einen Men-

schen geben, der glücklicher ist als ich? Wie durch einen Zauber ist alles, was ich wollte und wünschte, in Erfüllung gegangen. Ich habe mir hohe Würden gewünscht — nun habe ich sie, Orden — ich habe alle; ich habe das Spiel geliebt und unberechenbare Summen verlieren können; ich liebe Feste zu geben — wer gab je großartigere; ich liebte Güter zu kaufen und besitze so viel ich immer wünschen konnte; ich liebte Häuser zu bauen und habe mir Paläste errichtet, ich liebe Juwelen und kein Privatmann besitzt schönere und kostspieligere. Kurz, ich habe alles," dann stand er auf, nahm einen kostbaren Porzellanteller, schmetterte ihn auf das Parkett und schloß sich danach in seinem Schlafgemach ein. Was ihm fehlte, war ein unerreichter, womöglich ein unerreichbarer Wunsch, und deshalb trieb auch er zum Krieg mit der Türkei, deren Zerstückelung Raum geben konnte für neue unerhörte Pläne. Aber so lebhaft im Wünschen, so herrisch und gewaltsam im Gebieten Potemkin war, so weit seine Phantasie schweifen konnte, eines fehlte ihm doch, die Spannkraft, die in der Gefahr sich steigert, der Mut, eine große Verantwortung zu tragen, kurz diejenige Eigenschaft, die unerläßlich ist, um den wirklich großen Mann zu machen.

Er zeigt in dieser Hinsicht Charakterzüge, die auffallend an den Kaiser Nikolaus I. erinnern. Wie jener, wurde auch Potemkin ängstlich, wenn er einer großen Entscheidung ins Angesicht sehen mußte, und wie Nikolaus hatte auch er keine Ader vom Feldherrn an sich. Der Türkenkrieg von 1787 zeigt in seiner Vorgeschichte manche Ähnlichkeit mit dem Krimkriege. Wie der Kaiser Nikolaus damals die Türkei durch Einschüchterung zu Zugeständnissen zu bewegen dachte, die sie den russischen Einflüssen ganz ausliefern sollten, so hatte der russische Gesandte Bulgakow im Sommer 1787 der Pforte von Cherson aus, wo er von der Kaiserin und von Potemkin instruiert worden war, eine Reihe von Forderungen überbracht, die sie vollends demütigen sollten. Man rechnete darauf, daß die lärmenden Demonstrationen in Cherson und Sewastopol genügt hätten, um sie zu feigem Nachgeben zu bewegen. Aber gerade das Gegenteil geschah. Die Pforte stellte Gegenforderungen, durch welche Katharina sich tief beleidigt fühlte: Sie solle der Oberhoheit über Georgien entsagen, den flüchtigen Hospodar Maurokordatos ausliefern und der türkischen Regierung das Recht einräumen, die russischen Schiffe auf dem Schwarzen Meer zu durchsuchen. Als dann Katharina entrüstet ab-

lehnte, wurde ihr Gesandter in das Schloß der sieben Türme gesperrt und daran schloß sich im August 1787 die Kriegserklärung.

Man hatte ohne jede Not den Krieg sehr zur Unzeit heraufbeschworen, ohne irgend auf ihn vorbereitet zu sein, und gleich anfangs sollte sich zeigen, daß die Potemkinschen Schaustücke für den Ernst eines Krieges nicht vorbereitet waren. Jene Schiffe, die im Hafen von Sewastopol so großen Eindruck auf Joseph II. gemacht hatten und mit denen Katharina Konstantinopel zu nehmen dachte, erwiesen sich als durchaus nicht seetüchtig. Der erste Sturm zerstörte sie in der Bucht von Sewastopol selbst. Es stellte sich heraus, daß sie aus unbrauchbarem Holz gebaut waren. Ein Glück noch, daß der Angriff der Türken auf Kinburn scheiterte, dank der tapferen Verteidigung Ssuworows, der, in striktem Gegensatz zu Potemkin, sich jetzt als der Mann der Lage bewies.

Denn nichts ist kläglicher als das Verhalten des tauriſchen Zyklopen; die Briefe, die er damals der Kaiserin schrieb, sind ein Zeugnis für seine völlige innere Haltlosigkeit. „Mütterchen," — schreibt er — „Herrscherin, ich bin unglücklich geworden, trotz aller möglichen, von mir getroffenen Anstalten

geht alles verkehrt. Die Sewastopoler Flotte hat der Sturm zerstört, ein Rest davon ist in Sewastopol. Alles kleine, unzuverlässige Fahrzeuge, besser gesagt nichtsnutzige. Die Seeschiffe und die großen Fregatten sind zugrunde gegangen. Gott schlägt, nicht die Türken. Ich bin bei meiner Krankheit gebrochen, Mut und Verstand sind hin. Ich bat um Übertragung des Oberbefehls an einen andern, glauben Sie mir, daß ich nicht kann, erlauben Sie nicht, daß die Geschäfte darunter leiden. Bei Gott, ich bin fast tot. Alle Gnaden und Güter, die ich von Ihrer Freigiebigkeit erhalten habe, lege ich Ihnen zu Füßen und will in Einsamkeit und Vergessenheit mein Leben beschließen, das, wie ich denke, nicht mehr lange dauern wird. Jetzt schreibe ich an den Grafen Rumjanzow, daß er den Oberbefehl übernehme; da ich aber von Ihnen keinen Befehl dazu habe, vermute ich, daß er ihn nicht annimmt, und so mag Gott wissen, was kommen wird. Ich lege alles von mir ab und bleibe ein einfacher Mensch, aber daß ich Ihnen ergeben bin, dessen ist Gott Zeuge!" In diesem Stil gehen die Briefe noch lange weiter, und Potemkin beruhigt sich selbst dann nicht, als im Februar 1788 Österreich den Türken den Krieg erklärt und diese nun mit ihrer Hauptmacht von den Russen weg gegen

Österreich vorrücken, um das bedrohte Belgrad zu retten. Trotz seiner achtzigtausend Mann, denen jetzt kein Feind im offenen Felde gegenüberstand, ist er nach wie vor in Angstparoxysmen. Er schlägt der Kaiserin vor, die Krim zu räumen, ein anderes Mal erklärt er, die Gerechtigkeit verlange, daß der Landstrich zwischen Bug und Dnjestr mit dem Küstenstrich, an dem heute Odessa liegt, den Polen abgetreten werde, damit werde man ihre Hilfe gegen die Türken gewinnen. Und doch mußte Potemkin wissen, daß Polen ganz unfähig war zu jeder militärischen Aktion und gerade damals weder schaden noch nutzen konnte.

Es ist bewunderungswürdig, wie Katharina den kleinmütigen Riesen aufrechtzuerhalten versteht. Sie bestimmt ihn, auszuharren, sie weist ihn auf Otschakow, als auf denjenigen Punkt hin, dessen Eroberung eine Wendung im Kriege herbeiführen werde, sie legt ihm dar, wie eine Preisgebung der Krim die ganze politische und militärische Arbeit Rußlands in den letzten Jahrzehnten vernichten werde. „In die Räumung der Krim kann ich, Du magst nun wollen so viel Du willst, nicht einwilligen, um sie wird der Krieg geführt, und wenn dieses Nest verlassen werden soll, so ist Sewastopol, sind alle Mühen und

Gründungen verloren ... um Gottes willen gib diesen Gedanken nicht Raum, die ich durchaus nicht begreifen kann und die mir ganz unzulässig erscheinen ..."

Diese Haltung der Kaiserin ist um so höher anzuschlagen, als sie durch Gustav III. von Schweden in einen neuen Krieg genötigt war, der sie direkt in ihrer Residenz bedrohte. Der König, bekanntlich ein Neffe Friedrichs des Großen, trug sich mit den großartigsten Plänen. Er erschien selbst mit seinen Truppen in Finnland und forderte unter dem Schein von Friedensbedingungen ganz Ungeheuerliches: die Bestrafung des russischen Gesandten Rasumowski, der gegen ihn intrigiert hatte, und die Abtretung des russischen Teils von Finnland sowie ganz Kareliens an Schweden. Auch die Rückgabe der Krim an die Türken, als deren Bundesgenosse er auftrat, zog er in den Kreis seiner Forderungen. Der eigentliche, an sich berechtigte Grund seines Vorgehens lag darin, daß er den russischen Einfluß in Stockholm brechen wollte, weil Rußland systematisch darauf hinarbeitete, in Schweden ähnliche Zustände zu befestigen, wie sie in Polen bestanden. Auch können Gustavs Pläne keineswegs als chimärisch bezeichnet werden. Wie die Dinge lagen, hätte eine tüchtige schwedische

Flotte und eine zuverlässige Armee wohl die Möglichkeit gehabt, den Frieden in Petersburg zu erzwingen. Zum Glück für Katharina war die ins Mittelmeer bestimmte russische Flotte noch nicht ausgelaufen, als der Krieg anbrach. Der russische Admiral Greigh brachte den Schweden eine Niederlage bei Hogland bei, und während König Gustav Frederiksham belagerte, brach unter den schwedischen Offizieren eine Meuterei aus, die zur Bildung der Konföderation von Anjala führte. Ihr Ziel war Beschränkung der Macht des Königs, und sie scheute sich nicht, zu diesem Zweck mit Katharina selbst in Verhandlung zu treten. Den Krieg ihres Königs aber erklärten die Verschwörer für ungerecht.

Für den Augenblick also war Katharina von dieser Gefahr befreit. Sie drängte nun lebhafter auf Potemkin ein, um ihn zu einem entscheidenden Schlage, zur Einnahme von Otschakow, zu bewegen. Potemkin aber tat zunächst nichts, seine Armee schmolz durch Krankheiten zusammen, und erst als der Rest nicht auf einen einzigen Tag mehr Brot und Feuerholz hatte, also nichts übrig blieb als ein schimpflicher Rückzug oder ein kühner Entschluß, gab er am 17. Dezember 1788 den Befehl zum Sturm, und der Sturm gelang. Aber mit welchen Opfern wurde er er-

kauft und wie gering war der Anteil, der Potemkin am Erfolge gebührt. Er saß während der ganzen Zeit, da der Kampf tobte, außer Schußweite, auf der bloßen Erde, klagend und jammernd, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Dann aber eilte er nach Petersburg, wo Katharina ihren Helden jubelnd empfing. und ihn mit dem höchsten militärischen Ehrenorden Rußlands, dem St.-Georgs-Kreuz, schmückte. Sie glaubte an seinen Stern und schickte ihn trotz allem wieder in den Süden zurück, damit er den Krieg siegreich zu Ende führe.

Um dieselbe Zeit aber war Gustav III. des Anjalabundes Herr geworden. Ein Einfall der mit Rußland verbundenen Dänen hatte das schwedische Nationalgefühl nach langer Zeit einmal wieder in Wallung gebracht. Der Reichstag erteilte dem Könige die Vollmacht, den Krieg gegen Rußland fortzuführen. In den Jahren 1789 und 90 war so Schweden für Rußland eine wirkliche Gefahr. Das Glück schwankte hin und her. Im August 1789 errang der Prinz von Nassau-Siegen, ein fürstlicher Abenteurer in russischen Diensten, bei Svenskfund einen glänzenden Erfolg über die schwedische Flotte, aber entschieden war damit nichts. Vielmehr stand Rußland völlig isoliert da, und nicht

ohne Schadenfreude sahen die übrigen Mächte, wie es sich allmählich erschöpfte.

Besonders erbittert war Katharina über die Haltung Preußens. Sie haßte Friedrich Wilhelm II., „le gros Gu", wie sie ihn nannte, „ich bete zu Gott, daß der Preuße für seinen Hochmut bestraft werde. Im Jahre 1761 habe ich seinem Onkel Preußen und einen Teil Pommerns wiedergegeben, das werde ich nie vergessen. Auch werde ich nie vergessen, daß er unsern Bundesgenossen zur Untätigkeit zwingt, mit unseren Feinden Freundschaft schließt, den Schweden Geld gibt und uns mit unziemlichen herrischen Schreiben behelligt. Die Reihe wird aber vielleicht auch einmal an uns kommen."

Was sie fürchtete, war ein Angriff Preußens auf die Ostseeprovinzen, aber sie sah ganz richtig, wenn sie einen so ernsten Schritt weder Hertzberg noch Friedrich Wilhelm II. recht zutraute. Als Anfang 1790 Preußen anfragte, unter welchen Bedingungen Rußland Frieden schließen wolle, lehnte sie jede Vermittlung ab und erklärte u. a., daß vor allem in Schweden die alte Verfassung hergestellt werden müsse. Sie wollte ein kräftiges Königstum um keinen Preis dort aufkommen lassen. Aber dabei wurde ihre Lage immer

bedenklicher, man fühlte sich in Petersburg keinen Augenblick vor den Schweden sicher, und vollends bedenklich wurde die Lage, als Nassau-Siegen am 28. Juni 1790, am Jahrestage der Thronbesteigung Katharinas, in einer zweiten Seeschlacht bei Svenskund eine völlige Niederlage erlitt. Die Kaiserin mußte glücklich sein, daß Gustav III., der seine Eroberungspläne unter dem Druck der nach Frieden verlangenden schwedischen Parteien aufgegeben hatte, sich jetzt geneigt zeigte, mit ihr in Verhandlungen zu treten.

Am 14. August 1790 wurde unter spanischer Vermittlung der Frieden zu Werelä geschlossen, der den status quo ante zwischen Schweden und Rußland herstellte und in welchem Katharina ihre Ansprüche auf Herstellung der Adelsoligarchie in Stockholm fallen ließ. Schweden ist so vor dem Schicksal Polens bewahrt geblieben, und Gustav III. konnte mit seinem Erfolge zufrieden sein. Es war ein ehrenvoller Abschluß des so unglücklich begonnenen Krieges. Noch mehr Grund zur Zufriedenheit aber hatte Katharina; sie mußte im Norden die Hände frei haben, um bei der großen europäischen Verwicklung, die sich damals vorbereitete, nicht um alle Früchte ihrer Anstrengungen in der Türkei zu kommen.

Nach der Einnahme von Otschakow war sie fest überzeugt, daß Potemkin noch im nächsten Jahre sich zum Herrn von Konstantinopel gemacht haben werde. Aber einmal schlugen die österreichischen Heere sich 1788 entschieden unglücklich, und wenn es ihnen im folgenden Jahre auch gelang, Belgrad zu nehmen, und Ssuworow bei Fokschani und am Rimnik die Türken schlug, so führte das doch nur zur Besetzung der Walachei, dann aber war Potemkin auf keine Weise zu einer Aktion mit der Hauptarmee zu bewegen. Er hatte Bender und Akkerman genommen und rührte nun keinen Finger mehr.

Er amüsierte sich. In seinem Hauptquartier zu Bender hielt er Hofstaat mit einer Dienerschaft von fünf- bis sechshundert Köpfen; zweihundert Musikanten, ein Ballett, eine Schauspielertruppe sorgten für Zerstreuung, zweihundert Frauen waren beschäftigt, Prachtgewänder und Stickereien zu verfertigen, zwanzig Juweliere wurden von ihm in Atem gehalten; der in russischen Diensten stehende General Langeron schildert uns dies Treiben. „Der Fürst", sagt er, „hatte während meiner Abwesenheit einen Saal seines Hauses zu einem Kiosk umbauen lassen und dort die Schätze beider Hemisphären aufgehäuft, um die Schönen zu berauschen, die er sich

zu eigen machen wollte. Überall glänzte es von Gold und Silber. Auf einem Diwan von rosa Stoff mit Silber, dessen Wirkung durch Blumen und Bänder noch gehoben wurde, lag der Fürst in galantem Negligé hingestreckt, neben ihm der Gegenstand seiner Liebe, umgeben von fünf oder sechs Frauen, deren Schönheit noch durch prächtigen Schmuck gehoben wurde. Aus goldenen Gefäßen stieg Weihrauchduft empor, während in der Mitte des Gemaches auf Vermeilvasen die Kollation bereitstand." Die Geliebte Potemkins war damals die Fürstin Dolgoruki, die Frau eines seiner Generäle, dazu die viel genannte Frau von Witt, die später als Gräfin Potocka durch ihre Schönheit und ihre Gefälligkeit sich einen Weltruf erwarb, endlich die Gräfin Golowin, deren Mann ebenfalls im Heere Potemkins diente. Es war ein förmlicher Harem, und Potemkin hatte keine anderen Gedanken, als seinen Damen immer neue Überraschungen zu bereiten. Es liegt auf der Hand, daß diese Art Kriegführung den Türken nicht gefährlich werden konnte.

So lagen die Dinge, als am 20. Februar 1790 Joseph II. starb und gleichzeitig die preußische Intervention Österreich nötigen wollte, vom Türkenkriege zurückzutreten. Bekanntlich gingen die Pläne des leitenden preußischen Ministers

Hertzberg dahin, durch ein künstliches System von Ländertausch und Kompensationen Österreich und Rußland auf ihrer bisherigen Machtstufe zu erhalten, für Preußen aber — ohne Krieg — einen realen Gewinn zu erzielen. Vor allem wollte er Danzig und Thorn, welche Polen abtreten sollte. Die Österreicher sollten den Polen dagegen Galizien zurückgeben und sich in den türkischen Grenzprovinzen entschädigen. Nun ist Hertzbergs Rechnung nach allen Richtungen falsch gewesen. Die Polen waren zwar sehr bereit, Galizien zurückzunehmen, wollten aber nichts von der Abtretung der zwei Städte wissen, England und Holland, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, ließen ihn im Stich, und im Stich ließ ihn vor allem sein eigener König.

Österreich wurde zwar durch die drohende Haltung Preußens zum Frieden mit der Türkei gezwungen, aber das ganze Kompensationssystem Hertzbergs zerfiel in nichts. Kaiser Leopold durchkreuzte alle seine Pläne und verhinderte die Vergrößerung Preußens, indem er die Pläne aufgab, die Joseph an seine Eroberungen an der Donau geknüpft hatte. Die Konvention von Reichenbach, auf deren traurige Geschichte ich hier nicht eingehe, ist der Wendepunkt, welcher den Niedergang der

preußischen Politik bezeichnet, und Österreich hat in dem Frieden von Sistowa, den es am 4. August 1791 mit der Pforte abschloß, tatsächlich einen großen diplomatischen Sieg über Preußen errungen. Einen größeren Sieg noch aber hat die Kaiserin Katharina davongetragen. Sie hatte mit höchster Besorgnis verfolgt, wie die polnische Frage durch jene Tauschpläne Hertzbergs wieder lebendig zu werden drohte; als jetzt Preußen ihr seine Vermittlung der Türkei gegenüber aufzudringen drohte, blieb sie fest und erklärte mit größter Bestimmtheit, daß sie nur allein und unmittelbar mit den Türken verhandeln wolle. Aber sie eilte zum Abschluß dieses unfruchtbaren Krieges, um für die polnischen Dinge Zeit und Kräfte bereit zu haben. Sie war entschlossen, den ersten klingenden Erfolg zu benutzen, um ihren Frieden mit dem Großherrn zu machen. Und das Glück war ihr günstig. Ssuworow eroberte die Festung Ismail, und während Potemkin nach Petersburg eilte, um, wie er zu tun pflegte, sich den Dank für die Siege der anderen zu holen, benutzte der Fürst Repnin seine Abwesenheit, um die Türken bei Matschin aufs Haupt zu schlagen. Daran haben sich dann Friedensverhandlungen geknüpft, die am 11. August 1791 zum Präliminarfrieden von Galacz führten,

durch welchen das Land zwischen Bug und Dnjestr Rußland abgetreten und die Einverleibung der Krim in das russische Reich endgültig anerkannt wurde.

Gewiß ein geringer Erfolg, wenn man an die ausschweifenden Pläne denkt, mit welchen Katharina und Potemkin sich getragen hatten. Auch war Potemkin außer sich, er eilte wutschnaubend nach Jassy, wo über den Frieden die endgültigen Verhandlungen am 6. Oktober eröffnet werden sollten. Aber am Tage vorher, unterwegs, auf der Straße zwischen Nikolajew und Jassy, ist er gestorben. Ein Erstickungsanfall ängstigte ihn. Man hatte ihn aus seinem Wagen gehoben und auf den Rasen am Rande des Grabens hingestreckt. Dort ist er nach wenigen Augenblicken erstickt. Man sprach von Vergiftung und beschuldigte Subow. Aber unzweifelhaft hat er sich selber durch das Übermaß seiner Genußsucht getötet. „Ich habe selbst gesehen," schreibt der Graf Langeron, „wie der Fürst Potemkin, während er vom Fieber geschüttelt wurde, einen Schinken verschlang, dazu eine gesalzene Gans und drei oder vier Hühner. Er trank dabei Kwas, Klukwa, Met und allerlei Wein. Auch hat Potemkin sich stets geweigert, Medizin zu nehmen. War er krank, so pflegte er sich mit Eau de Cologne und Eiswasser zu besprengen."

Als die Kunde von seinem Tode zu Katharina kam, brach sie in Tränen aus, sie schien verzweifelt. Erst ein Aderlaß brachte sie zu sich. Auch in den folgenden Tagen war sie stets in Tränen. Ihrem Sekretär Chrapowitzki sagte sie: „Wie soll ich Potemkin ersetzen. Keiner wird dazu reichen. Wer konnte denken, daß Tschernitschew und die anderen Alten ihn überleben werden. Jetzt werden alle wie die Schnecken ihre Fühler hervorstrecken." Sie selbst sei alt. Potemkin sei ein rechter Edelmann gewesen und klug. „Er hat mich nie verraten, es war nicht möglich, ihn zu erkaufen!"

Die Friedensverhandlungen mit der Türkei wurden dem Fürsten Besborodko anvertraut und dieser hat am 9. Januar 1792 den Frieden von Jassy unterzeichnet, der den Dnjestr zum Grenzfluß Rußlands gegen die Türkei machte.

Die zweite und dritte Teilung Polens sind ohne Potemkin von Katharina allein eingeleitet worden. Der Günstling, der ihr damals zur Seite stand, war Platon Subow.

Alexander I.

Die Kaiserin Katharina hat zwei Söhne gehabt. Der älteste, Paul, wurde am 20. September 1754 geboren und ist als das legitime Kind ihres Gemahls, des damaligen Großfürsten und späteren Kaisers Peter III., anerkannt worden. Aber über seiner Geburt liegt ein Geheimnis. Es steht über allen Zweifel fest, daß seit dem Herbst 1752 der schöne Serge Saltykow der Geliebte Katharinas war und daß Peter III. sich mit der Absicht getragen hat, nachträglich die Vaterschaft für diesen Knaben abzulehnen. Mit Sicherheit zu lösen ist das Rätsel nicht, aber zwei Tatsachen müssen festgehalten werden: einmal die äußerliche Ähnlichkeit und auch eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen Paul und Peter III., und zweitens eine nie überwundene Abneigung Katharinas gegen diesen Sohn, die sich nicht erklären ließe, wenn er die Frucht ihres leidenschaftlichen Verhältnisses zu Saltykow gewesen wäre. Der formalistische Satz: pater est quem nuptiae demonstrant wird daher von der Geschichte aufgenommen werden müssen

und Paul von uns tatsächlich als der legitime Sproß des Holstein-Gottorpischen Seitenzweiges der Romanows betrachtet werden müssen.

Der zweite Sohn Katharinas wurde 1762 geboren, heimlich, denn Gregor Orlow war der Vater, und Peter III., der eben den Thron bestiegen hatte, durfte von der Existenz dieses Sohnes seiner Gemahlin nichts erfahren. Der Knabe erhielt den Namen Alexei Grigorjewitsch und ist später zum Grafen Bobrinski gemacht worden, und von ihm, der später mit einer Baronesse von Ungern-Sternberg vermählt ward, stammt das noch heute blühende Geschlecht der Grafen Bobrinski. Es hat eine Zeit gegeben, da nach der Ermordung Peters III. von der Kaiserin ernstlich der Gedanke erwogen wurde, sich mit Orlow zu vermählen und jenen Alexei Grigorjewitsch zu ihrem Erben und Nachfolger zu proklamieren. Der Plan scheiterte aber an dem energischen Widerstande des Grafen Panin, der die Leitung der Erziehung Pauls in Händen hatte und die Rechte seines Zöglings aufrecht erhielt. Auch mochte Katharina selbst einer so gewaltsamen Natur, wie es der riesige Orlow war, nicht die dauernde Stellung verleihen, die ihm seine Vermählung mit der Kaiserin begründet hätte.

Sie war schließlich froh, als sie Herrin ihrer Freiheit blieb, und verfolgte fortan ein doppeltes Ziel: die Herrschaft in den eigenen Händen so zu konsolidieren, daß sie ihr bleiben sollte bis zum letzten Atemzuge, und zweitens ihren Sohn, den Großfürsten Paul, zwar in der Exspektanz der Nachfolge zu erhalten, sie aber in Wirklichkeit nicht ihm, sondern seinen Nachfolgern zu gewähren. Paul war schon acht Jahre alt, als die Mutter die Regierung an sich riß, wie hätte sie daran denken können, sie ihm nach weiteren acht Jahren, das heißt nach erreichter Regierungsmündigkeit wieder abzutreten. Der Gedanke ist ihr nie gekommen, wohl aber hat sie die Furcht gedrückt, daß der Großfürst selbst sich einst gegen sie erheben könnte, wie sie sich gegen seinen Vater, den rechtmäßigen Zaren, erhoben hatte. Solange die Kaiserin Elisabeth lebte, hatte sie sich um ihn kaum kümmern dürfen. Die alte Zarin hatte ihn gewissermaßen für sich geraubt, seine Erziehung selbst in die Hand genommen, ihn verzärtelt und verwöhnt und sich mit dem Gedanken getragen, ihn, Paul Petrowitsch, über den Kopf von Vater und Mutter, zu ihrem Nachfolger zu machen. Sie starb zu früh, um diesen Gedanken zu verwirklichen, Katharina dagegen fühlte Lebens-

kraft genug in sich, um die Zukunft des Reiches nicht auf ihren Sohn, sondern auf den Enkel zu gründen, welchen er ihr einmal bringen sollte. Diese Bedeutung und keine andere hatte Paul für sie, er war der notwendige und nicht zu umgehende Stammhalter, aber wenn der Wille der Mutter in Erfüllung ging, sollte er nie die Krone tragen. Der Gedanke ist demnach nicht originell, er ist die Wiederholung ähnlicher Entwürfe der Kaiserin Elisabeth, nur daß sie sich jetzt gegen den wandten, den Elisabeth erheben wollte, und mit dem unerträglichen Novum, daß es diesmal die Mutter war, die zugunsten des nicht geborenen Enkels den Sohn zu entrechten entschlossen war.

Um diesen Enkel zu gewinnen, hat sie den Sohn zweimal vermählt, erst mit einer Prinzessin von Hessen, die in den Wochen starb, dann mit der Prinzessin Sophia Dorothea von Württemberg, der Mutter Alexanders, den Katharina ausersah, nach ihrem Tode den russischen Kaiserthron einzunehmen. Katharina hätte am liebsten selbst den Thronwechsel eingeleitet, und sie hatte bereits Alexander dafür gewonnen, über den Kopf seines Vaters hinweg aus ihrer Hand die Ernennung zum Thronfolger entgegenzunehmen, als der Tod Katharinas dazwischen trat, bevor die letzten Vor-

bereitungen für die Palastrevolution — denn das wäre es doch gewesen — getroffen waren. Und diesem Umstande hatte Paul Petrowitsch es zu danken, daß er fast vier Jahre lang als unumschränkter Selbstherrscher regieren konnte.

So übernahm er das Erbe, das Katharina ihm sehr widerwillig hinterlassen hatte: ein ungeheures Reich, dem sie neue Grenzen gesetzt, und das ihre verschlagene und rücksichtslose Staatskunst zu einer nie vorher erreichten Höhe von Macht und Ansehen gehoben hatte. In Pauls Händen wurde das alles zum zweischneidigen Schwert, das ihn und sein Volk verwundete und auch jenseits der russischen Grenzen Freund und Feind mit gleicher Rücksichtslosigkeit heute schützte und morgen verletzte. Der unglückliche Zar ist während des kurzen Verlaufs seiner Regierung mit fast allen Staaten Europas: England, der Türkei, den deutschen und italienischen Mächten, mit Schweden und Frankreich verbündet gewesen, und mit jeder dieser Mächte hat er wiederum teils in offenem Kriegszustande, teils in ausgesprochener Feindseligkeit gestanden. Nicht bestimmt durch die Interessen seines Reiches oder auch nur seiner Dynastie — er ist nahe daran gewesen, auch sein eigenes Haus zu vernichten —, sondern durch ein System von

Tugendprinzipien, das er sich in beschränkter Selbstgerechtigkeit zurechtgelegt hatte und das ihm den hochmütigen Wahn eingab, überall in der Welt, als Schiedsherr und Richter, wenn nicht anders durch Aufwendung aller Machtmittel seines riesigen Reiches, das Unrecht zu strafen und das Gute zu stützen und zu belohnen. Nur daß seinem kranken Geist heute als gut erschien, was er noch gestern als Unrecht verdammt hatte, und daß er von jedermann, von den Hofschranzen, die ihn umgaben, wie von den Mächten, denen er sich verbündet hatte, verlangte, daß sie all diese Sprünge und Wandlungen mit ihm vollziehen und wie er mit rücksichtsloser Leidenschaft für die neu erkannten Wahrheiten eintreten sollten.

So wurde sein Regiment nicht nur für seine Untertanen, sondern auch für das politische Europa zu einer Kalamität, und eine furchtbare Notwendigkeit drängte dahin, daß dieser Mann und sein System durch eine Katastrophe beseitigt werden mußte. Es ist das Verhängnis Rußlands und, wir dürfen wohl hinzufügen, auch das Verhängnis Europas gewesen, daß die Verschwörung, die den Sturz des Tyrannen herbeiführte, im Einvernehmen mit dem Sohn und rechtmäßigen Erben des Zaren sich organisieren und

ihr Werk zu dem furchtbaren Abschluß führen durfte, den die Nacht des 23. März 1801 brachte.

Paul wurde ermordet, und auf den mit dem Blut des Vaters befleckten Thron stieg nunmehr der Kaiser Alexander I. Nicht als Mörder des Vaters, aber als Bundesgenosse der Mörder, als Mitwisser des Geheimnisses, das ohne ihn niemals hätte Wirklichkeit werden können, als derjenige, der Tag und Stunde des Vorgehens bestimmt hatte, und der die Stimme seines Blutes und seines Gewissens hatte betören lassen durch die Versicherung, daß man dem Vater kein Leid antun, sondern ihn nur zur Abdankung nötigen werde. Als ob es überhaupt denkbar war, daß ein Mann wie der Kaiser Paul lebendig den Händen der erbitterten, vom Rausch der Leidenschaften und eines vorausgegangenen Gelages erhitzten verschworenen Offiziere werde entrinnen können, von denen jeder eine Mißhandlung zu rächen, eine Zukunftsaussicht zu retten und sich selber Sicherheit zu schaffen hatte vor der Rache, welche der Kaiser sich gewiß nicht versagt hätte, wenn es ihm gelungen wäre, zu entkommen.

Was sich im Michaels-Palais in Pauls Schlafgemach abspielte, während Alexander in den un-

teren Gemächern eben dieses Palais auf die Nachricht wartete, welche die Verschworenen ihm über den Ausgang ihres Anschlages bringen sollten, soll hier nicht wiedererzählt werden. Ich habe das authentische Material für die Geschichte der Katastrophe in meinem Buch über die Ermordung des Kaisers Paul veröffentlicht und den Hergang selbst im Zweiten Kapitel des Ersten Bandes meiner Geschichte Nikolaus' I. erzählt. Aber mit allem Nachdruck ist darauf hinzuweisen, daß Alexander die Eindrücke dieser Nacht und die nagende Erinnerung an den gewaltsamen Tod des Vaters nie verwunden hat, und daß die Schatten dieser Stunden allezeit über ihm geschwebt haben. Die unruhige Seele in ihm, die stets etwas zu verbergen, einen auftauchenden Gedanken zu unterdrücken hatte und die sich wie ein Schleier über seine undurchsichtigen Augen legte, die auch dann stumm und tot blieben, wenn der Mund lächelte, sie ist, bei der großen Rolle, die dem neuen Selbstherrscher zufiel, ein wesentlicher Faktor der Weltpolitik geworden. Sie gab seinem Ehrgeiz eine besondere Richtung und führte dahin, daß er die ganze Last der Tugendprinzipien des Vaters auf seine Schultern nahm, entschlossen, sie zum Heil seines Volkes und, wie er sich einzureden liebte, zum Heil der Welt durchzuführen. Wie jene

Büßer, die unter ihrem härenen Gewande eiserne Ketten tragen, um durch stete, der Welt unsichtbare Kasteiungen sich den Himmel zu erwerben, verdeckte er mit seinem Kaisermantel die blutigen Wunden, welche eine nie ruhende Erinnerung offen hielt, auch er allezeit ein Büßer.

Aber der bei seiner Thronbesteigung vierundzwanzigjährige Kaiser brachte noch eine ganze Reihe anderer festhaftender Eindrücke mit sich auf den Thron, und man muß sie kennen, besser als den Zeitgenossen bewußt war, um das politische Leben des Mannes recht zu verstehen. Denn ihn hat, wie nicht jeden Menschen, eine innere Notwendigkeit getrieben, so und nicht anders zu handeln; er mußte den Reflex seiner Lebenserfahrungen zum Ausdruck bringen, und da Gedanken, Worte und Taten eines Herrschers sich umsetzen zu dem, was man die Schicksalsfügungen minderer Sterblicher nennt, ist sein Herrscherleben ein hartes Schicksal geworden für sein Volk, dem nichts übrig blieb als seine Wege zu gehen; nach außen hin aber hat seine besondere Art, wenn sie sich gleich nicht zu voller Wirkung bringen konnte, doch überall nachhaltige und tiefe Spuren hinterlassen.

Alexander hatte, als er den Thron bestieg, nur wenig auf der Schulbank, viel vom Leben

gelernt. Erst waren es die Eindrücke, die ihm der glänzende und sittenlose Hof der Großmutter zuführte. Sie haben unvertilgbar den Glauben an die Kraft und den Wert des Scheins in seine Seele gepflanzt. Tugendvorschriften fürs Volk und pathetische Grundsätze für die Welt jenseits der russischen Grenzpfähle neben zynischer Hinwegsetzung über Recht und Gerechtigkeit, wo der eigene Vorteil sie zu verlangen schien; eine ungeheure Vorstellung von der Macht Rußlands, wie die lange Kette der Erfolge Katharinas und der letzte Siegeszug Suworows in den Tagen Pauls sie zu rechtfertigen schienen, das war es, was die Großmutter ihm mitgegeben hatte ins Leben. Neben ihr aber waren zwei andere Einflüsse hergegangen, die stärker waren, als sie für möglich hielt, und die sie deshalb geduldet hatte: der Einfluß des Schweizers Laharpe, den sie dem Knaben Alexander zum Lehrer gab und der bis 1796 nicht von seiner Seite gewichen ist, und der Einfluß Pauls, der seit 1795 auf Alexander drückte und nach bestimmter Richtung gleichfalls unvertilgbare Spuren zurückließ.

Laharpe brachte in die frivole Welt des Petersburger Hofes eine Reihe von positiven Gedanken: den Glauben an die großen Ideen, welche die

Französische Revolution erst ins Leben führte und dann schändete: an Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, an die Möglichkeit, sie unbefleckt in das praktische Leben der Welt überzuführen, wenn nur die reine Seele sich finde, die in hoher und machtvoller Stellung ihre Kraft daran setze, sie zu verwirklichen. Er verstand es, in Alexander den Wunsch zu entzünden, dieser Mann zu werden: ein politischer Heiland der Welt, ein Selbstherrscher, der ihr eine Revolution zum Guten schenken wollte von oben her und der dann, wenn das große Werk gelungen war, zurücktreten werde in die Reihen der von ihm beglückten gewöhnlichen Sterblichen: ein Bruder unter Brüdern, beschäftigt nur mit den Werken der Liebe und der Wohltätigkeit. Aber das alles war in Alexander mehr ein Spiel als fester Ernst, und vor allem die Voraussetzung gewissenhafter Arbeit und strenger Selbstzucht, ohne welche auch die ersten Schritte auf dieser Bahn sich nicht tun ließen, hat bis zuletzt gefehlt. Es war ein Zukunftsspiegel, den Laharpe dem Knaben und später dem Jüngling vorhielt, in dem die Eitelkeit Alexanders sich in idealer Verschönerung erblickte und sich an diesem Bilde, das niemals Wirklichkeit werden sollte und auch nicht Wirklichkeit werden konnte, zu entzücken liebte. Ein schwärmerischer Traum,

der im Grunde ein Selbstbetrug war, den der Lehrer förderte. Denn recht betrachtet war auch Laharpe ein Hofmann und Schmeichler, wie alles, was sonst den jungen Großfürsten umgab. Nur daß die Schmeichelei in der Toga des Republikaners einherging und mit den Maximen Marc Aurels und dem Heroenkultus Plutarchs paradierte. Die Phrasen des Republikaners berauschten, aber sie erzogen nicht zur Wahrheit, sie lehrten vielmehr denselben Kultus des Scheins, dem auch Katharina nachging, ohne den scharfen Blick für die Realität verleihen zu können, auf welcher die Kraft der Kaiserin ruhte, und die ihre Erfolge möglich machte und begründete.

Das Doppelleben, das Alexander führte, mitten im Taumel der erlaubten und unerlaubten, allezeit raffinierten Genüsse, die der Hof Katharinas bot, und daneben die Stunden der Erhebung im pathetischen Gespräch mit Laharpe, wenn die Menschen ringsumher wegen ihrer Grundsätze und ihres Treibens, ihres Jagens nach wertlosen Genüssen ins Gericht genommen wurden, und die Kritik nur haltmachte vor der edelen Seele Alexanders selbst, und seiner Gesinnung jedes Fehl in der Praxis seines Lebens verziehen ward, das hat in seiner Summe eine

Erziehung zur Unwahrheit und Falschheit ergeben, die dahin führte, daß Alexander schließlich nicht anders konnte, als jeden, mit dem er in Berührung trat, zu täuschen. Die Unwahrheit wurde ihm zur zweiten Natur, so daß er selbst nicht unterscheiden konnte, wo die Grenzen zwischen den hohen Worten lagen, in denen er sich zu bewegen gewohnt war, und zwischen der Wahrheit, die er wenigstens dort zu erkennen bemüht war, wo seine Interessen, für die er schon früh einen scharfen Instinkt zeigte, mitspielten.

Es ist historische Mode geworden, Laharpe zu idealisieren. Der Maßstab wirklich ernster historischer Prüfung ist noch von niemandem ihm gegenüber angelegt worden, und am meisten hat Alexander selbst dazu beigetragen, den Mann zu verherrlichen, denn der Glanz, den er ihm verlieh, fiel auf ihn selber verstärkt zurück. Für eine Natur, welche die Anlagen Alexanders in sich trug, war Laharpe der denkbar schlechteste Erzieher, und der Tag, da Laharpe es wagte, dem kaiserlichen Zögling gegenüber in einer Frage der großen Politik seine Prinzipien auszuspielen, bezeichnet auch das Ende seiner Freundschaft mit Alexander.

Weit nachhaltiger und nie ganz überwunden war dagegen der Einfluß, den der Kaiser Paul auf den

Sohn ausgeübt hat. Noch bei Lebzeiten Katharinas, im Jahre 1795, hatte er es durchzusetzen verstanden, daß die beiden älteren Söhne, Alexander und der wenig jüngere Konstantin Pawlowitsch, an dessen Namen die Polnische Revolution von 1830 anknüpft, viermal wöchentlich nach Gatschina mußten, um an dem frondierenden Hofe der Eltern das zu lernen, was Paul militärische Ausbildung nannte. Es war die Erziehung zum peinlichsten militärischen Formalismus, die hier mit vollendeter Folgerichtigkeit den beiden jungen Großfürsten so nachdrücklich geboten wurde, daß sie durch allen Wechsel der Zeiten sich von den Eindrücken und Anschauungen nicht frei zu machen vermochten, die der gefürchtete Wille des Vaters ihnen aufnötigte. Dieses System des übertriebenen und karikierten preußischen Militarismus, mit Zopf und Puder und Wachtparaden, erschien als das eigentliche Ideal kriegerischer Ausbildung und wurde namentlich während der Regierung des unglücklichen Kaisers so vollständig von Alexander übernommen, daß Rußland, bis in die Tage Alexanders III. hinein, genötigt ward, die von Paul gewiesenen Wege weiter zu gehen.

Nebenher aber ging auch von Gatschina eine Verstärkung jener Tugendlehren aus, die Laharpe

vom Standpunkt des utopistischen Republikaners gepredigt hatte. Nur daß hier der Ausgangspunkt der absolutistische Gedanke wurde. Paul haßte und verachtete die Revolution und ihre Träger und begann erst dann den Franzosen „ihre großen Jahre" zu verzeihen, als ein Despot, wie Napoleon es war, es unternahm, die Bewegung in die Bahnen der „Ordnung", d. h. in die der Unterordnung aller unter einen Willen zu zwingen. Dabei war der Kaiser überzeugt, daß es der Beruf eines großen Herrschers sei, überall in der Welt mit der Ordnung auch den Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, und wo es dieses Ziel galt, schien ihm jedes Mittel, auch die brutalste Gewalt, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Nebenher aber ging im Bewußtsein der Lauterkeit seiner eigenen Motive ein sittlicher Hochmut her, der notwendig in eine Menschenverachtung ausmündete, die er den Söhnen geflissentlich zu eigen zu machen bemüht war.

„Ihr seht, meine Kinder," sagte er einmal, „daß man die Menschen wie die Hunde behandeln muß."

Sehr eigentümlich ist nur, wie sich in der Seele Alexanders beides kombinierte: die republikanische Tugendlehre Laharpes und die absolutistische,

menschenverachtende Prinzipienpolitik des Vaters. Das eine wurde ihm zur Theorie, die er nach außen hin, nicht ohne Selbstgefälligkeit und Koketterie zur Schau zu tragen liebte, das andere, der selbstgerechte Absolutismus des Vaters, wurde zur Praxis seiner Politik. Über die inneren Widersprüche beider Richtungen setzte er sich hinweg, aber man wird doch zum Schluß gedrängt, daß der Einfluß Pauls der eigentlich bestimmende für sein Leben gewesen ist.

Unsere Schilderung der Natur Alexanders, wie sie bei seinem Regierungsantritt sich darstellte, wäre jedoch nicht vollständig, wenn wir unterließen, noch der Einflüsse zu gedenken, die seine Mutter, seine Gemahlin und derjenige seiner Jugendfreunde, der ihm in dem ersten Lustrum seiner Regierung zunächst stand, der Fürst Adam Czartoryski, auf ihn ausübten.

Die Mutter, Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, der die Romanows bis zu Alexander III. ihren äußeren Typus danken, hat für den jungen Alexander nur wenig bedeutet, weil Katharina ihr die Kinder entzog. Auch sie hatte sich in die Prinzipienwelt des Gatten so eingelebt, daß sie bis zuletzt an ihr festhielt, aber es ging keine Kraft von ihr aus, und neben einem

hochfliegenden Ehrgeiz, der gern die Rolle einer Katharina auf sich genommen hätte, läßt sich bei ihr die Unfähigkeit erkennen, zur rechten Zeit den rechten Entschluß zu fassen. Auch davon ist als angeborenes Erbe etwas auf Alexander übergegangen, der stets nur schwer bewogen werden konnte, durch ein entschiedenes Ja oder Nein eine unwiderrufliche Entscheidung zu treffen. Wie bei der Mutter ging seine Neigung auf halbe Maßregeln, aber er hielt weit zäher als sie an seinen Plänen fest und suchte, darin wieder an sie erinnernd, auf Umwegen zu erreichen, was sich sicherer und glücklicher durch schnelles Zugreifen hätte gewinnen lassen. Dagegen hat er nichts von der Vorliebe Maria Feodorownas für äußeren Prunk übernommen. Der blieb ihm alle Zeit gleichgültig und er hat ihn nur als Mittel benutzt, wo es darauf ankam, nach außen hin einen Eindruck zu machen.

Die starke Sinnlichkeit seiner Natur hat ihn früh seiner schönen und liebenswürdigen Gemahlin entfremdet, der einstigen Prinzessin Luise von Baden, geboren 1779, 1793 vermählt, seit dem 23. März 1801 die Kaiserin Elisabeth. Ohne Zweifel hätte sie ihm eine Stütze zum Guten werden können, aber er opferte sie

seinen flatterhaften Neigungen. Erst waren es gefällige französische Schauspielerinnen, die Phillis, Chévalier, Georges, dann die Frau des späteren Hofmarschalls, Maria Antonowna Naryschkin, die ihn dauernd in Banden hielt.

Das alles gibt in seiner Summe ein widerspruchsvolles, wenig sympathisches Bild, und doch ist Alexander als Großfürst verherrlicht und geliebt worden wie kein anderer russischer Kaisersohn vor ihm. Denn die Außenseite, d. h. der Schein, den er der Welt vorführte, war allerdings bezaubernd. Ein hochgewachsener, schöner, jüngerer Mann, mit einem unschuldigen Kindergesicht, allezeit ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen, stets bereit, jedem die Schmeichelei zu sagen, nach der sein Herz meist verlangte, rücksichtsvoll, gefällig und geschickt in der Unterhaltung, bereit, auch andere reden zu lassen und ihnen ein aufmerksames Ohr zuzuwenden, galant, ein guter und leidenschaftlicher Tänzer, jeder Dame, auch den alten und unschönen, gegenüber wie ein Bewerber um ihre Huld auftretend, wahrhaft bewunderungswürdig, wenn man ihn nach den edelen Grundsätzen beurteilte, die so natürlich, als öffne er den reinen Quell seiner Seele, ihm von den Lippen flossen,

stets auf der Höhe der liberalsten Anschauungen, die der Zeitgeist aufbrachte, freigebig im Belohnen, nur selten direkt strafend — es wäre ein Wunder gewesen, wenn, was mit ihm in Berührung trat, ihm nicht zu Füßen gelegen hätte.

Den Untergrund dieser Natur, ihre Zähigkeit, ihre unergründliche Falschheit und Verschlagenheit, ihre Untreue und jenen tief verborgenen Kern harter Barbarei, den die russische Erde ausdünstete und ihren Kindern mitgab ins Leben, das alles haben erst die Jahre allmählich und immer noch verhüllt und verkleidet der Welt gezeigt. Von den Zeitgenossen kannten ihn nur wenige und die schwiegen. Aber heute, da eine Fülle unbenutzten Materials, wenn auch noch lange nicht alles, offen vor uns liegt, dürfen wir wohl den Anspruch erheben, ein gerechtes Urteil über ihn zu fällen.

Schon aus diesen kurzen einführenden Bemerkungen ergibt sich der Schluß, daß Alexander als Gegner nicht unterschätzt werden darf. Gewiß war er kein Heros, aber ebenso sicher erhielt die Macht Rußlands in seinen Händen ein ungeheures Gewicht. Die Weltverhältnisse drängten ihn in eine Stellung, die ihn nötigte, bei der großen Entscheidung einzugreifen, welche zu Anfang des

19. Jahrhunderts die Kriege der ersten Französischen Republik und danach das Genie Napoleons der Welt aufzwangen.

Die Rolle, die dabei Alexander spielte, zerfällt deutlich in mehrere Perioden, die uns den Kaiser immer als einen anderen zeigen. Bis zum Jahre 1804 ein Herrscher, der nur daran zu denken scheint, sein Volk durch Reformen zu beglücken, von denen dann freilich keine von ihm ganz durchgeführt worden ist. Dann folgt die gänzlich entgegengesetzte Politik der Jahre 1805 bis 1807, die ihn uns im Bann polnischen Einflusses zeigt; erst im Gegensatz zu Preußen, dann im Bündnis mit Preußen und Österreich in unglücklichem Kampfe mit Napoleon. Von 1807 bis 1812 steht er im Bündnis mit Napoleon, der ihn durch die Fata Morgana des orientalischen Problems ganz wie einst seinen Vater, den Kaiser Paul, bald anzuspornen, bald zu zügeln wußte. Seit dem Erfurter Kongreß von 1808 aber beginnt die Hingebung, mit der Alexander dem korsischen Imperator Gefolgschaft leistete, zu schwinden. Er entzieht sich der Führung Napoleons und schlägt mit äußerster Vorsicht Wege ein, die notwendig den Gegensatz der beiderseitigen Interessen immer klarer hervortreten ließen.

Die Jahre 1809 bis 1812 hindurch hat der Kaiser Alexander die ganze auswärtige Politik seines Staats fast ohne die Hilfe Anderer allein geführt. Diese Politik ist nach allen Seiten hin doppelzüngig, geheimnisvoll und versteckt gewesen, und man kann sich bei unparteiischer Erwägung auch nicht der Erkenntnis entziehen, daß bei einem Gegner wie Napoleon eine andere Politik kaum möglich war. Daß sie so ganz der Natur des Zaren entsprach, und daß er unter dem Schein der rückhaltlosen Offenheit sie bis an sein Lebensende gegen jeden geübt hat, der mit ihm in Berührung trat, das gehört zu den Besonderheiten des Mannes, die man kennen muß, um den Schlüssel zum Verständnis der Zeit zu finden. Späher an allen Höfen, Briefe, die das Gegenteil von dem sagten, was eigentlich gemeint war, Instruktionen, die sich widersprachen, getäuschte Gesandte und düpierte Minister, das alles gehörte zum Rüstzeug des politischen Handwerks, das der Zar mit Leidenschaft trieb. So hat er alle getäuscht, Napoleon, König Friedrich Wilhelm, Kaiser Franz, Bernadotte, der Minderen nicht zu gedenken. Er selbst aber wurde getäuscht und täuschte sich selbst nur an einem Punkte, in seiner Rechnung auf die Polen. Während er sich trotz Scharnhorst und trotz der flehent-

lichen Bitten seines königlichen Freundes Friedrich Wilhelm 1811 und Anfang 1812 Preußen versagte, hat er bis zuletzt, bis zu dem Augenblick, da die Napoleonischen Heere in Russisch-Polen einzurücken begannen, sich mit der Hoffnung getragen, diese Nation zu sich hinüberzuziehen und in ihr die tödliche Waffe zu finden, mit der vornehmlich er Napoleon zu zerschmettern hoffte.

Als dann die Polen wie ein Mann zu Napoleon standen, Preußen widerwillig, und um sich die Existenz zu retten, seine Truppen unter dem Oberkommando Macdonalds nach Kurland schickte, Österreich im südwestlichen Rußland seinen Scheinfeldzug hinschleppte, vor allem bedacht, sich seine Armee für immerhin denkbare Möglichkeiten der Zukunft zu konservieren, da mußte der Zar erkennen, daß es für ihn nur noch eines gab: die Widerstandskraft seines Heeres und die Opferwilligkeit und Treue seines Volkes. Um das schwankend gewordene Vertrauen seiner Russen zu gewinnen, zögerte Alexander nicht, ihnen den fähigsten und treuesten seiner Diener, Speranski, zu opfern, indem er ihn wider besseres Wissen mit dem Netz eines Scheinverrats umstrickte, als habe dieser Mann Rußland an Napoleon verraten. Alexander hat

vorübergehend sogar daran gedacht, ihn erschießen zu lassen, und war nur schwer von dieser Ungeheuerlichkeit abzubringen.

An die Spitze seiner Truppen aber berief er schließlich Männer, die er haßte und verachtete, wie jenen Kutusow, der sein Haupt mit den Lorbeeren eines Befreiungskrieges geschmückt hat, an welchem, abgesehen von dem schließlichen Niedergang und Untergang Napoleons, alles Legende ist und in welchem die hohen Regungen der Vaterlandsliebe befleckt wurden durch die mit elementarer Kraft sich hervordrängenden blutigen Instinkte eines barbarischen Volkes. Alexander hat das alles gewußt und von der hohen Warte seines Thrones aus gesehen. Es hat ihm die Freude am Erfolge so vergällt, daß er niemals zu bewegen gewesen ist, in späteren Jahren die russischen Schlachtfelder zu besuchen, weder Smolensk noch Borodino, weder Tarutino noch Beresina, während er keine Gelegenheit vorüberziehen ließ, die Siegesfelder der Schlachten auf deutschem oder französischem Boden durch Besichtigungen und Paraden zu feiern. Der Brand von Moskau war ihm, wie allen Russen, ein Greuel, Rostopschin verhaßt — er konnte die Gesichter rings in seiner Umgebung kaum ertragen.

Sein Ruhm ist, daß er trotzdem aushielt im Kampfe gegen Napoleon, daß er die Anerbietungen des Imperators zurückwies, obgleich Mutter und Bruder und Geliebte und ganz Petersburg keine anderen Gedanken hatten als Frieden, nur Frieden! Nur Elisabeth, seine unglückliche Gattin, stand in diesen Tagen treu zu ihm, und neben ihm ein Mann, an dem er allerdings sich aufrichten konnte, wenn das Herz ihm schwach ward, der Freiherr von Stein, dessen stolze Zuversicht keinen Augenblick des Kleinmuts gekannt hat. Es ist ein weiteres Verdienst Alexanders, daß er nicht, wie seine Russen wünschten und verlangten, stehen blieb an den Ufern der Weichsel, sondern die ihm nun zufallende Rolle des Führers im Befreiungskampfe Europas gegen Napoleon auf sich nahm.

Aber nicht mehr als der Alexander von 1807 und 1808, auch nicht in der Gesinnung, die ihn zu Anfang des Entscheidungskampfes erfüllt hatte, sondern als ein anderer, in dessen Seele plötzlich eine Wandlung vorgegangen war, eine Erweckung, die ihn zu einem mystischen, religiösen Leben führte, das ihn über sich selbst erhob und schließlich in die Vorstellung auslief, daß er als ein erwähltes Rüstzeug Gottes berufen sei, die

Gottesgeißel, den Dämon der Finsternis, Napoleon, zu vernichten. Es hat Tagebücher von Alexander gegeben, die bis heute unbekannt geblieben sind. Eine Reihe von Heften, mit Bleistift geschrieben, bis 1812 reichend, ein Freund von mir hat sie in Händen gehabt, heute sind sie nicht mehr aufzufinden. Vielleicht enthielten sie den Schlüssel zum Verständnis der großen Wandlung, die sich in der Seele des Zaren vollzogen hatte. Genug, als Moskau in Feuer aufging, Napoleons Heer zerstiebte und in Blut und Elend zerging, und Alexander zu erkennen meinte, daß nicht den unfähigen Männern an der Spitze seiner Heere der Dank dafür gebühre, glaubte er ein direktes Eingreifen Gottes zu erkennen, und er begann nun in der Bibel, die ihm bisher fremd geblieben war, nach ihm zu suchen.

Was er fand, erschütterte seine Seele in ihren Tiefen, es schien ihm, als rede der Herr von ihm und zu ihm, und wie ein Wunder durchdrang ihn der Glaube, daß nunmehr Gott alles zu gutem Ende führen werde. In dieser Zuversicht, welche noch durch die dunklen Prophetenworte und die ekstatischen Buß- und Betübungen der Frau von Krüdener gesteigert ward, ist er, wie in innerlicher Verklärung, von Kalisch nach Paris

und wieder zurück nach Petersburg und über Wien zum zweitenmal nach Paris gezogen, um seinen Feind — den Feind Gottes — fern von aller Welt zwischen Meer und blauem Himmel auf die einsamen Felsen von St. Helena zu verbannen.

Dort ist Napoleons Stern langsam verglommen, Alexanders Stern aber stieg hoch auf am Firmament, und niemand zweifelte daran, daß unter diesem Sterne sich die Schicksale der Welt vollenden werden. Aber wie ganz anders sind doch die Dinge gegangen und wie sonderbar waren doch die Wandlungen, die sich an dieser Sphynx auf dem Zarenthron noch vollziehen sollten.

Erscheint es uns doch fast wie ein Wunder, daß Alexander es möglich machte, unter all dem Lärm, dem Leichtsinn und dem unterirdisch wühlenden Haß des Wiener Kongresses sich trotz allem in seiner mystisch-religiösen Stimmung zu behaupten. Ich bin geneigt anzunehmen, daß in dieser Zeit erst ein Erkalten, dann ein Neuaufflammen derselben stattfand. Als Talleyrand, der, wie allezeit, auch auf dem Kongreß die Rolle des Verschwörers und Verräters gespielt hatte, jenes Bündnis vom 3. Januar 1815 fertigbrachte, in welchem Frankreich, Österreich, England und alle süddeutschen Fürsten sich gegen Rußland und Preußen ver-

schworen — ward es kalt im Herzen Alexanders. Erst das Wunder der Rückkehr Napoleons und danach Belle-Alliance fachten die Flamme aufs neue an, und auf dem Felde der Tugend hat dann Alexander dem neuen Aufschwung seines Glaubenslebens Ausdruck gegeben durch die Gründung der Heiligen Allianz.

Was Alexander unter dieser Heiligen Allianz verstand, wird wohl für immer ein ungelöstes Rätsel bleiben. War es wirklich der Versuch einer von tiefinnerlicher Religiösität durchdrungenen Seele, die seligmachenden Wahrheiten des Christentums, die alles umfassende und alles versöhnende Liebe zu einer Wahrheit im Leben der Herrscher und der Völker zu machen? Oder war es eine mystische Welle, die aus dem Untergrunde einer religiös überreizten, in sich unklaren und von Widersprüchen hin und her gezerrten Seele emporgestiegen war und mit Zungen redete, deren Bedeutung mehr erraten als verstanden wurde? Oder endlich war das alles nur die geistliche Maske, hinter welcher sich ein glühender und begehrlicher Ehrgeiz verbarg? Alle diese Mutmaßungen sind schon damals laut geworden. Die einen spotteten — un rien sonore! nannte es Metternich, eine politische Nullität sagte Gentz, die anderen er-

schraken, nur wenige haben gemeint, daß es dem Zaren wirklich ernst sei mit den Grundsätzen, zu welchen er die Welt zu bekehren dachte. Das geschichtliche Urteil aber fragt, wie haben die Gedanken dieser Heiligen Allianz sich praktisch in der Regierungspolitik Alexanders betätigt, und auch bei Beantwortung dieser Fragen, werden wir auf scheinbar völlig unvereinbare Gegensätze stoßen.

Die Psyche' des Zaren, das ist der Punkt, auf den wir immer wieder zurückgeführt werden. Jean Paul sagt irgendwo: „Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Ausbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausscheiden der schlechten an." Gewiß eine auf richtige Beobachtung des menschlichen Herzens gegründete Maxime. Der Kaiser Alexander nun hat sich allerdings ernstlich bemüht, edle und große Triebe zu pflegen, zum Ausscheiden der schlechten aber hat er die Zeit nie gefunden. Das Resultat war denn auch, daß er in gewisser Hinsicht sich allezeit gleich geblieben ist: seine innere Unwahrheit, sein Ehrgeiz, seine Untreue, seine Eitelkeit begleiten ihn bis ans Grab, und was auf diesen Untergrund an guten Vorsätzen, weichen Empfindungen, großmütigen Bestrebungen zum Heile der Menschheit gepfropft worden ist, konnte daher nie zur reinen Entwicklung und Entfaltung

gelangen. Im Fundament vergiftet, haben alle seine Mühen sich in das Gegenteil dessen verkehrt, was er erstrebte. Es ist, als ob ein verhängnisvoller Fluch auf ihm gelastet habe, dem er sich nicht entziehen konnte und unter dessen Druck er schließlich zusammengebrochen ist.

Das nächste war das falsche Verhältnis des Zaren zu seinem Volke. Es ist ihm innerlich nie nahe getreten. Trotz der zahllosen Reisen, die ihn atemlos von einem Ende Rußlands in das andere getrieben haben, so daß es schließlich kaum einen Winkel gab, den er nicht besucht hätte, hat er das wirkliche Rußland niemals gesehen. Das wurde ihm sorgfältig verhüllt. Wo er hinkam, empfing ihn ein ad hoc appretiertes Scheinwesen, Feiertagsgesichter und Sonntagsgewissen, falsche Kranke in den Krankenhäusern, während man die wirklich Kranken irgendwo untergebracht hatte, um den Zaren glauben zu machen, daß es nur Gesunde und Genesende im Reiche gäbe; die Straßen, über die er fuhr, wurden notdürftig instandgesetzt, um den kaiserlichen Wagen zu tragen, war er glücklich vorüber geeilt, so ließ man sie verfallen. Ja selbst, wenn Alexander seine Truppen revidierte, schickte er vorher einen geschickten Flügel-

adjutanten, der sie eindrillen mußte für den Tag der Parade, damit Alexander keinen Grund zum Tadel finde. Nie kam eine Bittschrift direkt in seine Hände, niemals empfing er eine Deputation, die sich beschweren wollte, nur wenn es galt, zu rühmen und zu danken und sich feiern zu lassen, war der Zar zugänglich.

Alles Unangenehme, die ganze große schmutzige Wäsche des Reiches hatte er dem einen Mann übertragen, der vor allen allein sein unbedingtes Vertrauen genoß, und dieser Mann, der General Araktschejew, war der schlechteste Mann Rußlands. Die Schlange, der böse Drache, wie ihn die Russen nannten, die ihn mehr gehaßt haben als alles auf der Welt, der ihnen als die Verkörperung alles Unglücks und aller Niedrigkeit und Niedertracht erschienen ist. Es ist schließlich so weit gekommen, daß alle Minister, ohne jede Ausnahme, wenig mehr waren als die zitternden Lakaien des Generals, der in seiner Überhebung und im Bewußtsein seiner Allmacht nicht Maß noch Ziel kannte. Sein Werk, allerdings in Ausführung der ausdrücklichen Wünsche Alexanders, war die Gründung der sogenannten Militärkolonien, die Alexander erdacht hatte, um ein Gegengewicht gegen die allgemeine Wehrpflicht

Preußens und überhaupt gegen die Heeresmacht des Abendlandes zu haben. Denn während Alexander Frieden und Brüderlichkeit der Fürsten und Völker predigte, setzte er sich das Ziel, die Kriegsrüstung Rußlands so sehr zu stärken, daß, wie er sich ausdrückte, die russische Armee stärker sein sollte als jede denkbare Kombination zweier anderer Mächte. Um das zu erreichen, siedelte er seine Regimenter, Infanterie wie Kavallerie, in den Dörfern im Nowgorodschen, am Dnjepr und am Don an, mit der Absicht, die Soldaten zu Bauern und zugleich die Bauern zu Soldaten zu machen. Seine Idee war, auf diesem Wege schließlich die gesamte Bauernschaft Rußlands zu militarisieren, wobei, in merkwürdigster Verkennung der Wirklichkeit, er sich mit dem Wahne trug, daß beide, Bauern und Soldaten, nicht nur glücklich, sondern auch reich werden und der Staat ein Riesenheer heranbilden werde, das ihn nichts kosten sollte. Statt dessen sind an diesen Militärkolonien die Finanzen Rußlands zugrunde gegangen. Bauern und angesiedelte Soldaten empfanden den Zustand, in den sie sich versetzt sahen, als die auf Erden lebendig gewordene Hölle. Unsittlichkeit, Jammer, Selbstmorde, furchtbare Strafgerichte nach den periodisch wiederkehrenden Emeuten

— das war die Wirklichkeit. Aber das Stöhnen der Tausende, die Araktschejew hat zu Tode peitschen lassen, ist nie an das Ohr des Zaren gedrungen. Und wenn er in die Kolonien zog, um sie zu revidieren, begegnete ihm auch hier das Gaukelwerk einer Scheinglückseligkeit, an der er sich ergötzte und an der das Volk zugrunde ging.

Der Zar hatte sich mit dem Gedanken der Bauernbefreiung getragen, und in den Ostseeprovinzen ist sie dank der Initiative der baltischen Ritterschaften auch wirklich und in rationeller Weise so durchgeführt worden, daß auf diesem Boden ein froher und wohlhabender Bauernstand erstehen konnte. Im ganzen übrigen Rußland ist teils infolge der Nachwirkungen des Krieges, teils wegen des Niederganges der russischen Finanzen die Leibeigenschaft verstärkt, nicht gemindert worden, und niemals hat sie schwerer auf Rußland gelastet als in den Tagen Alexanders I. Was an jenen unseligen Bauern damals gesündigt worden ist, übersteigt das Denkbare und für das menschliche Empfinden Erträgliche.

Ein Lieblingsgedanke Alexanders war die Herstellung des Königreichs Polen gewesen. Der Wiener Kongreß hatte ihm die Erfüllung dieses Wunsches gebracht, wenn auch nicht ganz, wie

er geträumt hatte, so doch annähernd in den alten Grenzen war Polen wiedererstanden. In Personalunion mit Rußland verbunden, mit einer Verfassung, welche die liberalste war, die es im kontinentalen Europa zu jener Zeit gab, mit eigenem Heer, eigenen Finanzen, einem ausschließlich polnischen Beamtentum — und Alexander rechnete nun auf die Dankbarkeit und auf die Treue der Polen. Er hat weder das eine noch das andere geerntet. Fast mit dem Tage der Gründung des Königreichs begann die Organisation jener Verschwörungen, die sich das Ziel setzten, erst Litauen und Kleinrußland mit Polen zu vereinigen und dann mit Hilfe der von Alexander, oder vielmehr von seinem Bruder, dem unübertrefflichen Exerziermeister Konstantin, organisierten Armee ein selbständiges, von Rußland unabhängiges Polen aufzubauen. Der Bruder, den er den Polen zum Herrn gesetzt, hat durch sein eigensinniges, an den unglücklichen Kaiser Paul erinnerndes Wesen die Beziehungen zwischen Russen und Polen vollends vergiftet, und als Alexander die Augen schloß, war ihm bereits bekannt, daß die so ostensibel bei jeder Gelegenheit hervorgekehrte polnische Treue nichts anderes war als eine große Lüge mehr in dem Lügenhause,

zwischen dessen Mauern zu leben er verdammt war.

Alexander hatte seinem Volke Freiheit des politischen und geistigen Lebens bringen wollen, in Wirklichkeit brachte er ihm den Zwang einer Zensur, wie sie geistloser und geisttötender nur unter seinem Bruder und Nachfolger Nikolaus I. geübt worden ist, und das Regiment einer gewissenlosen Bureaukratie, die mit ihren gierigen Händen Recht und Gerechtigkeit erwürgte. Wer die Verse gelesen hat, die damals handschriftlich umliefen, aus der Feder des jungen Puschkin, oder Rylejews, oder Küchelbeckers, erstarrt vor dem Grimm und vor der Roheit des Radikalismus, der damals auflebte. Es ist der leidenschaftliche Protest gegen das Bestehende, und wenn die Person des Zaren dabei noch ziemlich glimpflich wegkam, trafen die Schläge dieser blutigen Satire um so vernichtender die Männer, die ihm zunächst standen und die, wie Araktschejew, als die Freunde seines Herzens bekannt waren.

Die Leitung der europäischen Angelegenheiten, die er sich so sorgfältig zu begründen versucht hatte, ward ihm entwunden durch die schlauen und kalten Hände Metternichs, der es langsam, aber sicher

verstand, den Zaren zu seinem Werkzeug zu machen. Hatte man einst Alexander als den Retter Europas bejubelt, so haßte man jetzt in ihm das Haupt der Reaktion, das die Freiheit in Deutschland, in Italien, in Spanien niedertrat und, was wider alle Instinkte seines Volkes sprach, die glaubensverwandten Griechen der Rache der Ungläubigen auslieferte. Wo war der liberale, völkerbeglückende und völkerbefreiende Alexander von 1813 geblieben? Das Phantom war geblieben, die Kulisse, die bestimmt war, den ausgehöhlten Kern eines Lebens zu verdecken, das schließlich ihm selber zur Last geworden war, weil er wußte, daß alles sich von ihm abgewandt hatte.

Sein Haus war öde geworden. Die eigenen Kinder, die legitimen wie die illegitimen, waren ihm gestorben. Nicht in seinem Geschlecht sollte sich die Krone forterben und auch nicht im Geschlecht seines Bruders Konstantin. Der hatte feierlich, wenn auch nicht öffentlich — denn das Geheimnis war nun einmal das Lebenselement Alexanders — der Krone entsagt, Alexander selbst dachte noch immer daran, abzudanken — wann, wußte er nicht, er behielt sich Tag und Stunde vor, dann aber sollte der Großfürst Nikolaus und dessen

Haus das Erbe antreten. Aber wer konnte vorhersehen, ob dieser Tag je kommen werde.

Wie ein heimliches Gift ging durch die russische Armee, fast den gesamten Offiziersstand umfassend, eine furchtbare Verschwörung, die sich kein geringeres Ziel gestellt hatte als die Ermordung des ganzen russischen Kaiserhauses. Alle dreizehn Köpfe, Männer, Frauen, Kinder, die es damals zählte, sollten fallen und über den Trümmern von Rauch und Blut der Zukunftsstaat errichtet werden, von dem sie träumten, die föderative russische Republik, die der Welt erst zeigen sollte, was wahre Freiheit sei. Der Gedanke war nicht russisch, und völlig ausgeschlossen, daß das russische Volk, wie es damals noch dachte, sich zu einer Erhebung gegen das Kaiserhaus hätte fortreißen lassen. Es ließ sich erreichen durch Überrumpelung und durch Täuschung der Soldaten, aber auch nach dieser Seite lag ein überlegter Plan nicht vor. Man hoffte, nach der für das Frühjahr 1826 festgestellten Ermordung der kaiserlichen Familie, in der Kombination mit einer gleichzeitig ausbrechenden polnischen Revolution, die allgemeine Bestürzung ausnützen zu können, um die Führer der Bewegung, den Oberst Pestel und den meisteingeweihten

seiner Genossen, Murawiew Apostol, an die Spitze der russischen Republik zu setzen und durch ein Schreckensregiment, dessen Muster man im französischen Konvent und im Revolutionstribunal der Jakobiner gefunden hatte, das Volk zu der neuen Freiheit zu erziehen.

Es war zugleich eine merkwürdige Verschmelzung panslawistischer, kosmopolitischer, republikanischer und oligarchischer Bestrebungen, dazu diktatorische Anwandlungen einzelner Führer; den einen war Napoleon, anderen Robespierre oder Danton der Held. Das Ganze unreif gedacht, kindisch zugleich und ruchlos. Entkam nur ein Glied der Kaiserfamilie, so war der Plan gescheitert, und über allen Zweifel sicher, daß die gesamte Nation sich gegen die Kaisermörder erhoben hätte. Und doch, diese Leute waren in ihrer Weise Idealisten und Patrioten, Dichter und Philosophen, denen die russische Wirklichkeit wie ein Greuel erschien, und denen jedes Mittel gut schien, wenn man nur dazu gelangte, die Niedertracht zu zertreten, die unveräußerlich mit dem Wesen des russischen Absolutismus verbunden schien. Fast alle diese Verschwörer waren junge Offiziere, solche, denen in der deutschen und französischen Kampagne und während der Jahre der

französischen Okkupation eine neue ideale Welt aufgegangen war, die in schreiendem Gegensatz stand zu dem, was sie 1816 nach ihrer Rückkehr auf russischem Boden wiederfanden. Sie hatten alle die liberalen Reden und Verheißungen Alexanders für echtes Gold genommen und ursprünglich geglaubt, im Sinn des vergötterten Kaisers zu handeln. Sie fühlten sich als seine heimlichen Verbündeten, und erst später, als der Schleier von ihren Augen sank, als sie erkannten, daß es ein unechter Flitter war, mit dem man sie getäuscht hatte, erfüllte sich ihre Seele mit Ingrimm und Haß und ging ihnen die bindende Kraft des Gebotes: „Du sollst nicht töten" verloren. Dazu kam der Ehrgeiz einzelner Führer, es gab mehr als einen unter ihnen, der gern von seiner Verwandtschaft mit den Rurikern sprach, die doch viel älter und vornehmeren Geblüts waren als jene verdeutschten Romanows, die kaum noch einen Tropfen russischen Blutes in ihren Adern fließen hatten.

Das Merkwürdigste aber ist wohl, daß der Kaiser Alexander seit langen Jahren die Geheimnisse der Verschworenen kannte, wenn auch nicht im Detail, so doch in der entscheidenden Hauptrichtung ihrer Bestrebungen. Er wußte, was die Polen wollten

— und gefiel sich in Klagen über die schwarze Undankbarkeit dieser Nation —, er kannte den Wunsch seiner Russen nach einer Verfassung, ahnte wohl auch mehr, war genau orientiert über das Bestehen von Verschwörungen in seiner Armee — und begnügte auch hier sich mit Seufzen und Klagen. Was ihn von einem energischen Eingreifen abhielt, war in Polen die blinde Zuversicht seines Bruders Konstantin, der die Wahrheit nicht sehen wollte und sich selbst und dem Bruder einzureden verstand, daß es sich um unschädliche Schwärmereien halber Knaben handele — in Rußland aber scheute Alexander das Aufsehen einer Untersuchung, die der Welt gezeigt hätte, wie unsicher das Fundament war, auf dem seine Herrschaft ruhte. Er glaubte noch Zeit zu haben, er erinnerte sich wohl, wie er selbst mit radikalen Gedanken gespielt hatte, wie oft er eine Verfassung für Rußland im Entwurf fertiggestellt hatte, noch zuletzt im Jahre 1819 — ein Gnadengeschenk, das er bereithielt für den Augenblick, da die Nation reif sein werde, es zu empfangen, und an dem er sich erhob und erbaute — denn er wäre gern in der Geschichte als der Begründer der neuen russischen Freiheit gefeiert worden! Aber im Grunde kokettierte und spielte er doch nur damit,

und so meinte er, es werde, was jene trieben, auch nicht mehr sein als ein Spiel mit Worten und Plänen. So gingen die Jahre hin, die Verschwörung wuchs und wurde mit fast beispielloser Diskretion all der Hunderte von Mitwissern geheimgehalten. Wie ein Damoklesschwert schwebte sie über seinem Haupte und über dem Haupte Rußlands.

Alexander selbst aber wurde immer weicher in seinen Gefühlen und immer härter in seinem Regiment. Während der Drache Araktschejew sein fluchwürdiges Treiben fortsetzte, zerfloß die Seele des Zaren immer mehr in mystischer Schwärmerei. Die Finsterlinge des religiösen Fanatismus rückten näher an ihn heran, wie jener Photi, der als der Typus des russischen Pfaffentums gelten kann; ein unerhörter Obskurantismus vergiftete Schule und Universität. Die schlechtesten Denunzianten hatten das Ohr des Kaisers, und die Tage brachen an, da die Heuchler und Lügner, die Karrieristen der Niedertracht, Ämter und Stellen im Reich vergaben. Kein offenes und wahrhaftiges Wort drang an sein Ohr — einsam in seinem Selbstbetruge, verbittert über die Menschen, im rastlosen Suchen nach einem geistlichen Trost, der nur in den mechanischen

Formen seiner Kirche an ihn herantrat, so ging er den Weg weiter, der Gruft entgegen, die ihn weit früher verschlingen sollte, als er gemeint hat.

Es ist neuerdings bewiesen worden, daß Alexander in seinen letzten Lebensjahren in eifrigen Verhandlungen mit Rom stand. Er dachte, durch einen heimlichen Übertritt zur katholischen Kirche die innere Ruhe zu finden, nach der seine Seele lechzte, die Befreiung von dem blutigen Gespenst, das ihn seit dem Tode des Vaters verfolgte — aber auch hier kam er nicht zum Ziel.

Alexander hatte sich in letzter Zeit wieder seiner lange vernachlässigten Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth, genähert, die unter dem Druck ihrer Schwiegermutter, der alten Zarin Maria Feodorowna, traurige Jahre der Vereinsamung durchlebt hatte. Aber Elisabeth zeigte die Spuren unheilbaren Siechtums. Auch sie hatte sich verzehrt in der Trauer um ein verfehltes Leben, in steter Sehnsucht um den ruhelosen, ungetreuen und trotz allem heißgeliebten Gatten, geängstigt durch den Haß, von dem sie ihn umgeben wußte, und von dem Widerhall der Klagen, die aus allen Ecken und Enden des Reiches aufstiegen gen Himmel über die grenzenlose Mißwirtschaft, welche die

Regierung Alexanders duldete und — ohne es zu wollen — förderte. Aber der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! Ihre Tränen flossen zu andern, ohne jene zu sühnen.

Die Ärzte erklärten, daß Elisabeth, wenn sie genesen solle, eines südlichen Klimas bedürfe. Alexander beschloß, sie nach Taganrog zu schicken und ihr selbst zu folgen. Dort war er der türkischen Grenze nahe, sein Generalstabschef Diebitsch sollte ihn begleiten. Im März 1826 dachte er den Pruth zu überschreiten und, wie er hoffte, das alte Ziel russischer Politik, Konstantinopel, zu gewinnen. Aber auch in Taganrog ließ ihn die innere Unruhe nicht lange weilen. Er hatte hier die sicherste Nachricht von der großen Verschwörung erhalten. Die gesamte Armee war infiziert, alle großen Namen des russischen Adels zählten unter den Verschworenen mit, und wenn Alexander die Liste der Verräter durchsah, fand er darunter viele, an die er, der Mißtrauische, doch noch geglaubt hatte. In tiefem Geheimnis wurden die Vorbereitungen getroffen, ihre Anschläge zu vereiteln. Er selbst aber ertrug es nicht länger in Taganrog. Mit nur wenigen Begleitern unternahm er eine jener hastigen Reisen, die ihm zum Bedürfnis geworden waren. Sein Ziel war dies-

mal die Krim, und dort, in den kühlen Räumen einer Klosterkirche, die er aufsuchte, um zu beten, hat er sich die Todeskrankheit geholt. Schon fiebernd traf er in Taganrog ein. Er meinte, es sei nichts, versuchte zu arbeiten, d. h. weiter zu spüren nach dem furchtbaren Geheimnis jener Verschwörung, die zum Ausbruch kommen sollte im März 1826, gerade zu der Zeit, da er an der Spitze dieser ungetreuen Truppen in die Türkei einzurücken gedacht hatte. Aber das Fieber war stärker als seine Sorge. Er mußte sich zu Bett legen, und da er eigensinnig jede Arznei verweigerte, steigerte sich das Leiden, bis ihm die Sinne vergingen. Aber noch in den Fieberphantasien der letzten Stunden hörte man ihn über den Undank klagen, der sein Lohn sei. So ist Alexander am 1. Dezember 1825 gestorben.

Er hinterließ ein Reich, dessen Thronfolge nicht gesichert war, dessen Finanzen zerrüttet, dessen Allianzen zerbrochen, dessen Heer meuterisch gesinnt war. Der Leibarzt Wiglié, der ihn einbalsamierte, um ihn für die letzte lange Reise zur Zarengruft in der Peter-Pauls-Festung vorzubereiten, war derselbe, der vierundzwanzig Jahre vorher an der Bahre des Kaisers Paul gestanden hatte, ängstlich und vergeblich bemüht, die Spuren

zu beseitigen, die Zeugnis ablegten von dem gewaltsamen Tode des Zaren.

Im russischen Volk aber erstand die Sage, Alexander sei gar nicht gestorben. Im Sarge liege ein anderer. Er selbst sei heimlich entflohen, um die Last seiner Regierung abzuwerfen. Als büßender Einsiedler habe er, nachdem man den Flüchtigen als paßlosen Landstreicher geknutet, in den Wüsteneien Sibiriens gelebt als ein Heiliger: die eigenen Sünden büßend und die seines Volkes. Das ist gewiß eine Legende, aber sie ist ersonnen aus dem Instinkt des Volkes, das den versöhnenden Abschluß suchte für das tragische Leben Alexanders I.

Michail Alexandrowitsch Bakunin

Im letzten Jahrzehnt und zum Teil schon früher ist bei uns die Bewunderung der erzählenden russischen Literatur ganz außerordentlich verbreitet gewesen. Lag es zum Teil am Stoff, der eine Welt fremder Gedanken und Empfindungen brachte, so hat ohne Zweifel auch das mehr als gewöhnliche Erzählertalent der Russen wesentlich dazu beigetragen.

Von Gogol über Turgenjew und Dostojewski zu Leo Tolstoi und Gorki — um nur die allerbekanntesten zu nennen — ist das meist Charakteristische dieser Literatur eine Verbindung von Realismus, grübelndem politischen und ethischen Skeptizismus mit mystischen Regungen, die zeitweilig so vorherrschen, daß sie, wie bei Tolstoi, alles Übrige in den Hintergrund treten lassen. Fast alle führen uns im Rahmen der Schilderung verschiedener Gesellschaftsklassen ein moralisches Dekadententum vor, das einen unerfreulichen Nachgeschmack hinterläßt. Es sind Kopien der Wirklichkeit, die verstimmend wirken und meist

eine politische Tendenz verfolgen, die auch in der unbarmherzigen Zergliederung der seelischen Motive, welche die handelnden oder duldenden Helden bestimmen, zum Ausdruck kommt.

Vielleicht das schärfste Merkmal des Unterschiedes, der diese russische Literatur von der scheinbar verwandten modernen Literatur des Abendlandes trennt, ist wohl darin zu finden, daß es nie eine russische Philosophie gegeben hat und wohl auch nie eine geben wird. Was sie so nannten und heute noch so nennen, ist Mystik, wie sie z. B. in den Werken Ssolowjews unverhüllt zutage tritt. Dabei ist die russische Kultur, seit sie durch Peter dem Abendlande zugeführt worden war, nur rezeptiv gewesen, und zwar zunächst widerwillig aufnehmend, was sie nicht abwehren konnte, und erst das 19. Jahrhundert brachte ihr zunächst die Aufklärung der Französischen Revolution und danach die deutsche Philosophie. Aus beiden hat sie jene giftigen Früchte gezogen, die als Nihilismus und Anarchismus Rußland und darüber hinaus auch Europa vorübergehend in Schrecken gesetzt haben. Die literarischen Erscheinungen, auf welche wir hinwiesen, stehen mit dieser Tatsache in Zusammenhang. Die vorausgegangenen geistigen Entwickelungsstufen und die

Zwischenstadien sind übersprungen worden; vor allem aber hat die Philosophie Kants mit ihrem sittlichen Ernst und der unerbittlichen Strenge des kategorischen Imperativs auf diesem Boden nie Fuß fassen können. Die ganze Richtung dieser kerndeutschen Philosophie, die auch heute noch als die höchste Blüte deutscher Denkarbeit dasteht, war den Russen ein Buch mit sieben Siegeln. Nicht einer hat es zu erschließen verstanden. Das in einem russischen Kopfe zuerst entsprungene System des Anarchismus aber geht direkt auf den mißverstandenen Hegel zurück. Wie das geschah, wird uns ein Blick in das Leben Michail Bakunins zeigen, den man den Vater und Begründer des Anarchismus nennen muß.

Michail Alexandrowitsch Bakunin ist 1814 in jenem Gouvernement Twer geboren, das, da es noch ein selbständiges Fürstentum war, am längsten der erdrückenden Tyrannei der Großfürsten von Moskau zu widerstehen vermochte und seither immer wieder Regungen von Selbständigkeit zeigte, wie sie in der ungeheuren Monotonie des russischen Provinziallebens uns sonst nicht entgegentreten. Noch beim Regierungsantritt des jetzigen Zaren war es der Adel des Gouvernements Twer, der in einer alleruntertänigsten Adresse

um die Gewährung freiheitlicher Staatsformen zu supplizieren die Kühnheit fand.

Der junge Michail wuchs zu einem kräftigen Jüngling heran, dessen riesig angelegter Körper einen gewaltigen Kopf trug, den eine wahre Löwenmähne beschattete, der er auch in späteren Jahren freien Spielraum zu gewähren liebte. Dunkelblond, ein gutmütiges Gesicht von unverkennbar russischem Typus, leicht erregbar und die schnell wechselnden Bewegungen seines erstaunlich leicht empfänglichen Geistes mit unverkennbarer Deutlichkeit widerspiegelnd. Der Knabe war in bequemen äußeren Verhältnissen aufgewachsen und, als seine Jahre gekommen waren, in die Artillerieschule nach Petersburg geschickt worden, die er nicht ohne Erfolg absolvierte. Er hatte gehofft, in die Garde treten zu können, war aber zur Infanterie kommandiert worden, was ihm so wenig behagte, daß er schon nach Jahresfrist seinen Abschied nahm.

Er ist dann nach Moskau gezogen und hat dort in einem Kreise lebhaft angeregter Freunde die Schriften des großen deutschen Philosophen kennengelernt, der wie kein anderer die besten Köpfe des damaligen Rußland faszinierte: Hegel. Man kann sich heute keine Vorstellung davon

machen, wie gewaltig die Lehren Hegels auf jene in dem Nikolaitischen Rußland erwachsenen jungen Leute wirkten. Es war, als sei ihnen ein rettendes Evangelium verkündigt worden; sie haben sich alle daran berauscht, die Bjelinski und Stankjewitsch, wie die Katkow und Bakunin. Es war wirklich so, als seien nun alle „Rätsel des Daseins gelöst und die Einheit von Sein und Denken nachgewiesen, seit Hegel das Leben der Welt als den unendlichen dialektischen Prozeß des sich selber denkenden absoluten Geistes darstellte". Wir kennen den Weg, den nach Hegel dieser dialektische Prozeß nimmt: „Die Idee durchläuft zuerst die Reihe der notwendigen Denkformen, dann entläßt sie sich in die Natur, setzt sich als ein anderes gegenständliches Leben sich selber gegenüber und kehrt endlich aus dem Abfall von der Unendlichkeit wieder frei in sich zurück, in das Reich des Geistes. So ist dann alles, was da war und ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit, nur die göttliche Vernunft in ihrer Selbstentfaltung."

Auch der Staat war für Hegel die Wirklichkeit der sittlichen Ideen, der verwirklichte sittliche Willen. Aber wenn in Deutschland diese Überschätzung des Staates nicht verderblich wirken konnte, und Hegel sich in seiner Geschichte der Philosophie herzhaft

auf den Boden der historischen Wirklichkeit stellte und stellen durfte, um in der unendlichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Gesittung „die Entfaltung des göttlichen Gedankens zu erkennen", so wirkten dieselben Gedanken auf russischem Boden doch ganz anders. Man stand vor dem Dilemma, entweder in dem russischen Staat, wie er damals war, und wie er in seiner historischen Entwicklung sich darstellte, gleichfalls die Entfaltung des göttlichen Gedankens zu suchen oder aber durch eine sophistische Umdeutung Hegels zum Schluß zu gelangen, daß die Wirklichkeit der Vernunft nicht entspreche und daher durch die siegende Kraft der philosophischen Wahrheit beseitigt werden mußte.

Nun zitterten in dem Rußland der dreißiger Jahre noch die Erinnerungen an jenen Dekabristen-Aufstand nach, der die Regierung des Zaren Nikolaus I. einleitete und, wenn er auch nicht so viele Opfer kostete wie das blutige Krönungsfest Nikolaus' II. auf dem Chodinskifelde, doch weit tiefer in dem Gedächtnis der Zeitgenossen haftete. Im Dezember 1825 und in den kalten Wintertagen des Jahres 1826 war ein furchtbares Strafgericht über die aristokratischen Führer jener revolutionären Bewegung ergangen, welche aus dem monarchischen Rußland

eine föderative Republik hatte machen wollen. Die fünf, die am Galgen dafür gebüßt hatten, die Ungezählten, die in den Bergwerken Sibiriens schmachteten, sie gehörten fast alle der besten Gesellschaft an, und die kalte Unbarmherzigkeit, mit der Zar Nikolaus an der Vollführung des Urteils in all seiner Strenge festhielt, hatte einen Stachel zurückgelassen, der zumal von der Jugend schmerzhaft empfunden wurde. Wie sollte man da in der Geschichte Rußlands die allweise Verwirklichung des göttlichen Gedankens wiederfinden?

Die Verherrlichung, mit welcher das heutige Rußland seine Geschichte betrachtet, ist neueren Datums und geht gleichfalls auf Hegelsche Ideen zurück, die zum System der Slawophilen umgemodelt wurden. Katkow, der Freund Bakunins, sollte der wirksamste Vertreter dieser Richtung werden. Vorher aber blickte der gebildete Russe keineswegs mit Begeisterung auf die Geschichte seines Volkes: er liebte sein Land, er liebte die Natur, wie sie aus den weiten russischen Ebenen zu ihm sprach, er liebte die breiten und bequemen Gewohnheiten des russischen Alltagslebens, eine Geschichte aber, an der er sich hätte aufrichten und erheben können, gab es damals noch nicht. Die ist erst später konstruiert worden.

Bakunin und Bjelinski aber vertraten in sicherer Konsequenz der Lehren des deutschen Meisters jenen konservativen Hegelismus, auch in seiner Anwendung auf die russische Wirklichkeit. Alexander Herzen, dessen Memoiren uns ein so lebendiges Bild des Nikolaitischen Rußland und seiner verborgenen geistigen Strömungen geben, der schon damals in bewußtem Gegensatz zu dem absolutistischen Regiment seines Vaterlandes stand, hat uns das Bruchstück eines Gespräches erhalten, das er im Jahre 1839 mit Bjelinski und dem damals fünfundzwanzigjährigen Bakunin führte: „Wissen Sie," sagte er ihnen, „daß Sie noch dahin kommen können, zu beweisen, der ungeheuerliche Absolutismus, unter dem wir leben, sei vernünftig und müsse existieren."

„Ohne allen Zweifel," antwortete Bjelinski.

Bjelinski ist dann nach Petersburg gezogen und hat sich dort sehr allmählich umgedacht und durch die mutige kritische Arbeit, mit welcher er in das literarische Leben der Zeit eingriff, sich unzweifelhafte Verdienste erworben.

Bakunin aber ging einen anderen Weg, der für sein ganzes späteres Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Er zog, von Herzen, dem Dichter, und Ogarew pekuniär unterstützt, nach

Berlin, um von den Jüngern Hegels an der Quelle der Weisheit letzten Grund zu erfassen. Es ist bei diesem Exodus aus Moskau nicht ohne bedenkliche Vorgänge abgegangen. Eine Prügelei mit seinem Freunde Katkow wurde in so wenig anständiger Weise ausgetragen, daß Ogarew darüber an Herzen, dem er den Hergang erzählt, schreiben konnte: „Es ist einem schwer ums Herz, Freund, aber was ist zu machen — wir müssen uns gestehen, daß unser Auftreten in Moskau uns keine angenehmen Bekanntschaften verschafft hat: zwei kluge Männer, von denen der eine ein Bube, der andere ein Schurke ist, das ist alles, was wir kennen gelernt haben." Noch drei Jahre danach notiert Herzen über Bakunin in seinem Tagebuch: „ein Talent, aber ein elender Charakter!" Natürlich haben diese Gegensätze sich später völlig ausgeglichen. Man pflegt solche Dinge in Rußland leichter zu verzeihen als sonst in aller Welt.

Wie dem auch sei, Bakunin kam im Wintersemester 1840/41 nach Berlin und warf sich nun mit aller Leidenschaft in das Studium der Philosophie. Es war die Zeit, in welcher der Sophismus der Hegelschen Linken das Katheder beherrschte, und Bakunin sah mit Entzücken, daß man noch

über den Meister, bei dessen Worten er bis zur Stunde haltgemacht hatte, hinausgehen könne. Treitschke hat in einem kurzen Satz die Richtung jenes Junghegelianismus in unübertrefflicher Weise charakterisiert: „Wenn nur das Vernünftige wirklich war, so durfte ein unreifer Kopf sich wohl berechtigt glauben, die Welt nach der Vernunft umzugestalten, das nur scheinbar Wirkliche durch die Wahrheit der Vernunft kurzerhand zu verdrängen."

Dieser Aufgabe, das scheinbar Wirkliche durch die Wahrheit der Vernunft zu verdrängen, ist Bakunin mit wahrer Leidenschaft nachgegangen. Er war seiner ganzen Anlage nach Dialektiker, und nichts konnte ihn mehr hinreißen als die logische Ausbildung philosophischer Prämissen. Die Wirklichkeit war ihm dabei völlig gleichgültig, er türmte Schluß auf Schluß und gelangte so schließlich zu einer logischen Konstruktion, welche weit hinausging über alles, was auch die kühnsten der Junghegelianer zu denken und zu drucken gewagt hatten. Seine überraschende Leichtigkeit in Aneignung fremder Sprachen — bekanntlich ein echt russisches Talent — half ihm dazu, das Deutsche bald so vollkommen zu beherrschen, daß er es sprach und schrieb wie ein Deutscher, und da ihm seine Lehrer lange nicht genug taten, fühlte er den Beruf in

sich, nunmehr selbst als Reformator der deutschen Philosophie aufzutreten.

Das geschah zuerst noch in verhüllter Form, die seinen zügellosen Radikalismus unter philosophischen Kunstausdrücken verkleidete, in einer 1842 erschienenen Schrift: „Schelling und die Offenbarung, Kritik des neuesten Reaktionsversuches in der Philosophie". Aber schon hier finden wir Wendungen, welche auf den späteren Anarchisten hinweisen. Er setzt die Idee in Gegensatz zur Wirklichkeit und fordert, daß man ihr, dem wunderbaren Phönix, der aus dem Kostbarsten, was es auf Erden gibt, sich den Scheiterhaufen baut, um aus den Flammen, die eine alte Zeit vernichten, emporzusteigen, auch alles Teuerste und Liebste opfere. Kämpfen und bluten, ausharren bis ans Ende, das sei die Aufgabe. „Seht ihr unsere Fahnen wehen, von den Bergesgipfeln herab? Seht ihr die Schwerter unserer Genossen blinken, die Helmbüsche flattern? Sie kommen, sie kommen, aus allen Tälern, von allen Höhen strömen sie uns zu, mit Gesang und Hörnerschall: Der Tag der großen Entscheidung der Völkerschlacht naht heran, und der Sieg muß unser sein!"

Konnte man nach dieser anonym erschienenen Schrift noch zweifelhaft sein, ob es einen Kampf

der Philosophen oder der Massen gelte, so drückte Bakunin seine letzten Gedanken in einer zweiten Abhandlung aus, die unter dem Titel: „Die Reaktion in Deutschland", Fragment eines Franzosen, mit dem Pseudonym Jules Elizard in Ruges Deutschen Jahrbüchern erschien. Die Schrift ist direkt gegen die Gegner des Prinzips der Revolution gerichtet, gegen alle Anhänger des historisch Gewordenen, und greift auf das große Schlagwort der Französischen Revolution zurück: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die Verwirklichung dieses Ideals der französischen Revolutionäre von 1789 bedeutet ihm aber unendlich mehr als ihnen, was er fordert, ist die gänzliche Vernichtung der bestehenden politischen und sozialen Welt. Er hat an die Stelle des Bestehenden aber nichts anderes und Neues zu setzen. Gleichsam als Prophet ruft er den zurückgebliebenen Freunden der junghegelschen Schule zu:

„Öffnet eure geistigen Augen, laßt die Toten ihre Toten begraben und überzeugt euch endlich, daß der Geist, der ewig junge, neugeborene, nicht in verfallenen Räumen zu suchen ist... Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deshalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche und schaffende Quell alles Lebens

ist. Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust!"

Wir haben hier im Grunde schon den Anarchisten Bakunin, wenn er auch noch nicht des deckenden Mantels der Hegelschen Terminologie entbehren kann. Genau betrachtet aber ist jener ewige Geist, der zerstört und vernichtet, doch nur ein durchsichtiger Schirm, hinter welchem die von Zerstörungslust zitternde Gestalt Michail Bakunins deutlich zu erkennen ist. Was dann nachher kommen sollte, war ihm gleich, er rechnete darauf, daß aus dem Chaos der Trümmer ein Etwas entstehen werde, das jedenfalls besser sein müsse als die ihm völlig verleidete Wirklichkeit, in der er lebte.

Merkwürdig, wie wenig die Zeitgenossen ihn durchschauten. Arnold Ruge, der zwar ein entschlossener Revolutionär, aber nichts weniger als ein Anhänger anarchistischer Tendenzen war, in dem bei all seinem Radikalismus doch nationaldeutsche Ideale lebten, und der namentlich weit davon entfernt war, der Freiheit Eingriffe in die Moral des bürgerlichen Lebens zu gestatten, schrieb damals einem Freunde aus Anlaß der Broschüre „Schelling und die Offenbarung": „Denke Dir nur, dieser liebenswürdige junge Mensch überholt alle die alten Esel in Berlin." Ruge mußte nun frei-

lich bald sehr unangenehme Erfahrungen an Bakunin machen. Der gewandte und unwiderstehlich liebenswürdige Russe hatte ihn mit seiner scheinbar genialen Liederlichkeit vollkommen umgarnt und hatte das Vertrauen Ruges benutzt, um ihn pekuniär recht gründlich auszubeuten. Am 5. Mai 1843 schreibt Ruge recht trübselig seinem Bruder: „Meine Schweizer Reise unterbleibt. Bakunin, dem ich zuviel vertraut, kann mich und alle seine hiesigen Schulden nicht wiederbezahlen. Ich hatte Häuser auf ihn gebaut und muß gestehen, daß es mir sauer ankommt, um eines fremden Menschen willen nun den ganzen Sommer krumm liegen zu müssen. Ich hatte mich für ihn verbürgt und habe vor einigen Tagen dreihundertundsechs Taler für ihn bezahlt, nachdem ich ihm in Leipzig schon zweitausendfünfhundert Taler bar geliehen." Das Geld hat Ruge natürlich nie zurückbekommen.

Bakunin hatte die größte Verachtung gegen das schnöde Gold, mochte es nun sein eigenes oder fremdes sein, und ohne absichtlich täuschen zu wollen, verleitete ihn sein Sanguinismus stets zu Versprechungen, die er später nicht einhalten konnte. Aber dieser Zug ist für den Mann charakteristisch: wie er einem glücklichen Ungefähr es überlassen wollte, seine Schulden zu

tilgen, so dachte er auch frisch niederzureißen und zu zerstören, fest überzeugt, daß „der ewig schaffende Geist" dann diejenige Bildung werde erstehen lassen, die seine Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklichen werde.

Im Jahre 1843 aber war die Menschheit für die Aufnahme dieser anarchistischen Utopien noch nicht reif, und so hat Bakunin vorläufig auf ihre Durchführung verzichtet. Er schloß sich den allgemein-revolutionären und sozialistischen Tendenzen an, die sich immer mehr in den Vordergrund drängten, und verstand es mit dem Spürsinn des Verschwörers, überall die geheimen Förderer des revolutionären Gedankens ausfindig zu machen. So ist er von 1843 bis 1848 agitierend und wühlend durch ganz Mitteleuropa gezogen, erst durch Deutschland und die Schweiz, dann durch Frankreich. Stets fand er die Polizei an seinen Fersen; er wurde heute hier und morgen dort ausgewiesen, aber allezeit blieb er in der rosigen Zuversicht, daß ihm der schließliche Erfolg nicht fehlen werde.

Auf diesen erregenden Wanderfahrten ist Bakunin dann auch in enge Beziehungen zu dem polnischen Emigrantentum getreten, das ihm als ein Element des Umsturzes unendlich wertvoll erschien. Als am siebzehnten Jahrestage der Polnischen Revolu-

tion von 1830 die polnischen Emigranten in Paris ein Gedenkfest feierten, hat Bakunin in einer Rede, die er vor diesem polnischen Patriotenkonzil hielt, mit wahrhaft bewundernswürdiger Kunst die Versöhnung des Polentums mit dem revolutionären Rußland gefeiert, um durch die kombinierte Kraft beider erst den Zaren in Petersburg und danach den Despotismus in ganz Europa zu Fall zu bringen. Natürlich ließ Guizot ihn sofort ausweisen, und da schon früher Kaiser Nikolaus ihm die sofortige Rückkehr nach Rußland geboten und ihn auf seine Weigerung hin aus dem russischen Untertanenverbande ausgeschlossen hatte, wurde er nun einer jener deklassierten professionslosen Menschen, die darauf angewiesen waren, auf Kosten anderer zu leben, und eben dadurch jede Achtung vor dem Eigentum verloren. Er war — wie treffend gesagt worden ist — der Ahnherr jener Russen, die in den politischen Prozessen der siebziger und achtziger Jahre auf die Frage, womit sie sich beschäftigten, zu antworten pflegten: Mit Revolution! und in der Tat zu nichts anderem fähig waren. Bakunin hat, seit er Berlin verlassen hatte, überhaupt nicht mehr gearbeitet. Seine Reden waren glänzende Improvisationen, sie vorher oder nachher aufzuschreiben, war er viel zu träge.

Da aber kam es im Februar 1848 zum Ausbruch der ersehnten Revolution, und Bakunin sah jubelnd die Anfänge des Weltenbrandes nahen, nach dem er verlangte mit aller Leidenschaft, deren er fähig war. Aber die Pariser Revolutionäre taten ihm lange nicht genug, selbst der Barrikadenpräfekt Cossidière erschrak über seine wilde Begehrlichkeit. Bakunin bekannte sich jetzt als Kommunist, er predigte in den Kasernen der Montagnards seine neue Lehre von der Gleichheit, die alles nivellieren müsse, von der Befreiung der Slawen, der Vernichtung Österreichs, der Verkündigung der Revolution en permanence, als eines dauernden Instituts, bis der letzte Feind erschlagen war. Cossidière wußte sich diesem Ungestüm gegenüber nicht zu fassen: „Quel homme, quel homme," sagte er, „am ersten Tage der Revolution ist er ein wahrer Schatz, am zweiten Tage müßte man ihn einfach erschießen lassen." Schließlich gelang es, den unbequemen Dränger dadurch loszuwerden, daß man ihm dreitausend Frank, einen Paß und den Auftrag gab, Deutschland zu revolutionieren. Und so finden wir ihn im April 1848 wieder auf deutschem Boden.

Die Art, wie die Deutschen Revolution machten, mißfiel ihm jedoch durchaus. Er fand sie im höchsten Grade pedantisch, philiströs, die natio-

nalen Gedanken, die durch das Land gingen, waren ihm durchaus unsympathisch, und vollends lächerlich schien ihm die Idee des deutschen Parlamentes. Das war Bourgeoispolitik, und er vertrat schon damals die Ansicht, daß die Verjüngung der Welt nur von dem Proletariat der Straßen, dem „Lumpenproletariat", wie er sagte, ausgehen könne. Wir müssen leider über diese Jahre der Revolution rasch hinweggehen. Bakunin hat den großen Slawenkongreß in Prag, die Revolution und die Barrikadenkämpfe in Dresden mitgemacht, die „fast diktatorisch" von ihm geleitet wurden, wurde aber schließlich verhaftet, in Sachsen zum Tode verurteilt, aber im Mai 1850 nach Österreich ausgeliefert, wo man ihn erst zu lebenslänglichem Kerker, dann nochmals zum Tode verurteilte, schließlich aber der russischen Regierung auslieferte.

Der Kaiser Nikolaus hat sich dann von ihm, wie er zu tun pflegte, eine schriftliche Generalbeichte ablegen lassen, die leider noch in den Petersburger Archiven ruht, und hielt ihn dann acht Jahre lang in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung und danach drei weitere Jahre in Schlüsselburg gefangen. Aus der Zeit der Gefangenschaft Bakunins in der Peter-Pauls-Festung ist mir die Korrespondenz des Grafen Orlow, der damals Chef der Dritten Abtei-

lung der Kanzlei des Kaisers war, mit dem Zaren über diesen gefährlichen Gefangenen zugänglich gewesen. Sie datiert vom Juli und August 1851.

Das erste Schreiben Orlows lautet: „Ich habe ziemlich lange in der Festung auf Befehl Ew. Majestät mit Bakunin gesprochen und ihm wörtlich mitgeteilt, was Sie mir zu befehlen geruht hatten. Ich fand ihn in guter Verfassung. Es scheint, daß er nahe daran ist zu bereuen, und er hat heute schon begonnen, alle seine Erlebnisse niederzuschreiben, und versprochen, nichts zu verschweigen. Er bat aber, ihm Zeit zu lassen, damit er alles umständlich erklären könne."

Die zweite Meldung Orlows hat den folgenden Wortlaut: „Ich überschicke die schriftlichen Aussagen Bakunins, die ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe, und berichte Ew. Majestät, daß der das Ausland betreffende Teil verdient, von Ew. Majestät beachtet zu werden. Er berichtet ausführlich und aufrichtig über alle Ereignisse und über seine Beziehungen zu den republikanischen Führern. In Rußland hatte er glücklicherweise zu niemandem Beziehungen.

Was aber seinen Wunsch betrifft, statt der Festung ewige Zwangsarbeit zu erhalten, so ist Bakunin ein höchst gefährlicher Mensch und, wie

ich glaube, nicht von seiner verkehrten Ansicht völlig geheilt. Mir scheint daher, daß Ew. Majestät sich nicht von Ihrem guten Herzen bestimmen lassen sollte, sein Schicksal endgültig zu entscheiden. Ich würde es aber für möglich halten, ihm aus Gnade mit der Zeit ein besseres Unterkommen in der Festung zu gewähren und ihm die Möglichkeit zu geben, reine Luft zu atmen und später einmal seine Verwandten zu sehen. Keineswegs aber wäre er zur Zwangsarbeit zu verschicken, dort wäre er bei seinem feurigen und entschlossenen Geiste gefährlich und schädlich. Verzeihen Ew. Majestät meine Offenheit. Es ist meine Pflicht."

Die Resolution Nikolaus' datiert vom 13. August 1851 und sagt:

„Ich teile ganz Deine Meinung. Man kann nicht anders mit ihm verfahren. Glauben verdient er nicht. Ich glaube, daß er bis auf weiteres fortfahren kann, zu sitzen, wo er ist."

Er verlor hier am Skorbut alle Zähne und hatte sich endlich Gift verschafft, um seinem Leben ein Ende zu machen, als es der Fürsprache seiner Verwandten gelang, ihm als Gnade die Verbannung nach Sibirien zu erwirken. Waren die sieben Jahre Festung in der Tat für Bakunin ein Martyrium gewesen, so sind die Jahre, die er anfänglich in Tomsk,

dann in Irkutsk verbracht hat, für ihn in fast unbeschränkter Freiheit als eine Zeit behaglichen Nichtstuns hingegangen. Der Generalgouverneur von Ostsibirien, Murawjew, war sein naher Verwandter, dabei im Grunde ebenso antimonarchisch gesinnt wie Bakunin. Selbst als Bakunin zu faul war, um eine ihm angetragene Beamtenstellung zu übernehmen, ließ er ihm völlig freie Hand, und so vergingen ihm jene drei Jahre mit Disputieren, Schuldenmachen und Philosophieren, aber ohne die geringste produktive Tätigkeit. Er verirrte sich immer mehr in die Phantastik seiner Zerstörungspolitik und fand andächtige Zuhörer, wenn er diese Ideen dem Generalgouverneur oder einem anderen Freunde, dem jungen General Nikolai Pawlowitsch Ignatiew, entwickelte, demselben, der später als russischer Botschafter in Konstantinopel in seiner Weise auch eine Zerstörungspolitik trieb, wenngleich in weit praktischerer Weise als Bakunin tat. Eine eigentümliche Nuancierung erhielten jedoch Bakunins Ideen dadurch, daß er sich in die Tochter eines polnischen Emigranten verliebte und sie heiratete. Polen erschien ihm fortan noch mehr, als es früher der Fall gewesen war, als berufenes Werkzeug zur Zerstörung des russischen Staates und die Verbindung

der revolutionären Polen mit den russischen Zerstörungsmännern als das nächst zu verfolgende Ziel. Da seine Frau ihm einen kleinen Grundbesitz in Sibirien mitgebracht hatte, wäre wohl sein Leben so in zwecklosen und auf diesem Boden für absehbare Zeit völlig unschädlichen Träumereien hingegangen, wenn es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, stillzusitzen.

Er glaubte an einen großen Beruf, den er erfüllen müsse, und so ist er ohne jede ernste Gefahren zuletzt aus Irkutsk über Japan, San Franzisko und Neuyork nach London entflohen, wo er zu Ende des Jahres 1861 eintraf. Als etwas Selbstverständliches nahm er es hin, daß er fortan auf Kosten seiner Freunde Ogarew und Herzen leben werde, die von London aus durch ihre Zeitschrift die „Glocke" auf die russische Gesellschaft einen ungeheuren Einfluß ausübten und bemüht waren, den russischen Staat in die Wege verfassungsmäßiger Freiheit hinüberzuleiten. Daß diese Bestrebungen, welchen Alexander II. in großmütiger Weise durch die gegen den Willen des russischen Adels durchgeführte Bauernbefreiung und durch eine Kette systematisch angelegter Reformen ententgegenkam, nicht zum Ziele führten, ist vor allem Bakunins Schuld. Die werdende Polnische Re-

volution ließ ihn alle Besinnung verlieren, und in der trügerischen Hoffnung, daß jetzt der Zeitpunkt für den großen Umsturz in Rußland gekommen sei, daß die russische Armee und vor allem die russischen Bauern den polnischen Revolutionären sich anschließen würden, hat er den widerwillig folgenden Herzen mit sich fortgerissen. Die „Glocke" verlor darüber allen Einfluß, die Polnische Revolution ward in Strömen Blutes erstickt, eine Expedition polnisch-russischer Emigranten, die Bakunin von Stockholm aus zu unternehmen dachte, scheiterte kläglich, und an Stelle des panslawistisch-demokratischen Regiments, von dem er geträumt hatte, erhob nun in Rußland jene panrussisch-absolutistische Tendenz ihr Haupt, die bis auf den heutigen Tag die herrschende geblieben ist.

Tief verstimmt, aber keineswegs ernüchtert, kehrte Bakunin nach London zurück, um bald darauf seinen Aufenthalt in Italien zu nehmen, meist in Locarno, Lugano, Neapel oder wo sonst er Freunde fand, die ihm Geld und Unterkommen gaben. Er führte „das zanksüchtige Leben der Choristen der Revolution". „Du lebtest", schrieb ihm Herzen damals, „bis zu Deinem fünfzigsten Jahre in einer Welt von Trugbildern, studentischer Ausgelassenheit, hoher Pläne und kleinlicher Mängel. Nach zehn-

jähriger Haft trateſt Du als derſelbe Theoretiker auf, mit der ganzen Unbefangenheit du vague — als Schwätzer, ohne Skrupel in Geldſachen, behaftet mit einem ſtillen und hartnäckigen Epikureismus, und mit einem Jucken nach revolutionärer Tätigkeit, der nur die Revolution mangelt." Ein andermal ſpricht er von der inneren Unruhe, die an Bakunin zehre: „Du möchteſt, daß alles ſofort, möglichſt ſchnell geſchieht, und ſchlägſt Alarm. Trotzdem aber bewegen die Dinge ſich nicht vom Platz."

So finden wir ihn fortan im Mittelpunkt aller Verſchwörungen; 1865 gründet er einen internationalen Bruderbund, deſſen Ziel die Vernichtung aller Staaten in ihren religiöſen, politiſchen und ſozialen Fundamenten ſein ſoll; mit richtiger Witterung ſchließt er ſich 1867 dem Generalrat der Friedens- und Freiheitsliga in Genf an, 1868 tritt er in die Zentralfunktion der Internationale in Genf ein, und als er dort für ſeine weitergehenden Gedanken eine Majorität nicht finden kann, gründet er mit dreißig anderen die „Internationale Allianz der Sozialdemokratie". Aber auch dieſe Allianz war ihm noch lange nicht radikal genug. Er hat innerhalb dieſes Bundes noch einen geheimen Bund geſtiftet, deſſen Diktatur er ſich übertragen ließ und durch den er die große Inter-

nationale zu beherrschen hoffte. Hier aber ist er an der stärkeren Konsequenz der anderen und an ihrer mehr nüchternen Auffassung der realen Machtverhältnisse gescheitert.

Es kam hinzu, daß er sich damals aufs engste mit einem der Ruchlosesten aus der Sekte der Nihilisten befreundete, Sergei Netschajew, der ihn so kompromittierte, daß Bakunin darüber allen Einfluß in der Sozialdemokratie verlor. Schon im Sommer 1866 hatten sich seine Beziehungen zu Netschajew geknüpft. Der Mann war ein russischer Popensohn, weit weniger gebildet als Bakunin, aber frecher in seiner Negation. Auch er ein Kopf, dem die Logik das Höchste war, der aber im Gegensatz zu Bakunin, der doch immer das bleiben wollte, was man mit einem vieldeutigen Wort einen „Gentleman" nennt, seine Verneinung alles Bestehenden auch auf die praktische Moral des täglichen Lebens erstreckte. Dieser Mann hatte 1869 von dem Diktator Bakunin eine Art Vollmacht als Repräsentant des russischen Zweiges des allgemein-revolutionären Bundes mit Siegel und Unterschrift erhalten und sich so ausgerüstet an die Bildung einer russischen revolutionären Gesellschaft gemacht, deren Ziel die Propaganda der Tat sein sollte. Gleich bei Be-

ginn seiner Tätigkeit aber ließ Netschajew einen Adepten, der sein Mißtrauen erregt hatte, ermorden. Er floh dann in die Schweiz, und bald danach finden wir ihn bei Bakunin, der ihn mit offenen Armen aufnahm und in ihm den Mann gefunden zu haben meinte, der das berufene Rüstzeug zur Durchführung seiner anarchistischen Utopien sein sollte. Etwa bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges dauerte dieses Verhältnis, und in dieser Zeit entstand der berüchtigte Katechismus der Revolution, der so recht als das Programm und als das letzte Wort des Anarchismus gelten konnte.

Es war die nunmehr gänzlich unverhüllte Verkündigung derjenigen Ideen, die Bakunin schon 1843 in junghegelscher Verkleidung promulgiert hatte.

Es wird genügen, einige wenige Punkte dieses Katechismus herzusetzen, um den Geist zu kennzeichnen, in dem beide Männer zu arbeiten dachten.

§ 1. Der Revolutionär ist ein geweihter Mann. Er hat weder persönliche Interessen noch Geschäfte, Gefühle, Anhänglichkeiten, Eigentum, ja nicht einmal einen Namen. Alles in ihm wird absorbiert durch einen ausschließlichen Gedanken, eine einzige Leidenschaft: die Revolution.

§ 2. In der Tiefe seines Wesens hat er nicht nur in Worten, sondern tatsächlich jedes Band zerrissen, das ihn mit der bürgerlichen Welt, mit Gesetzen, Anstand, Moral und geltenden Sitten in dieser Welt verbindet. Er ist ihr unversöhnlicher Feind, und wenn er fortfährt, in dieser Welt zu leben, so geschieht es nur, damit er sie um so sicherer zerstöre.

§ 3. Der Revolutionär verachtet allen Doktrinarismus und verzichtet auf die Wissenschaft dieser Welt, die künftigen Generationen überlassen sein mag. Er kennt nur eine Wissenschaft: die Zerstörung! Deshalb, und nur deshalb, studiert er die Mechanik, Physik, Chemie, vielleicht auch Medizin... Das Ziel aber bleibt das gleiche: möglichst schnelle und möglichst sichere Zerstörung dieser schmutzigen Weltordnung.

§ 13. Ein Revolutionär tritt in das Staats- und Klassenleben, in die sogenannte zivilisierte Welt, und lebt in ihr nur, weil er an ihre baldige und völlige Zerstörung glaubt. Er ist kein Revolutionär, wenn er an irgend etwas in der Welt hängt. Er darf nicht zaudern, wenn es gilt, irgendeine Stellung, irgendeinen Ort oder irgendeinen Menschen zu vernichten, der dieser Welt angehört. Er soll alles und alle gleichmäßig hassen. Schlimm für ihn, wenn es in dieser Welt Bande der Verwandtschaft,

der Freundschaft und der Liebe gibt: er ist kein Revolutionär, wenn sie seinen Arm aufhalten können.

§ 14. Um das Ziel, die unerbittliche Zerstörung, zu erreichen, kann und muß der Revolutionär häufig inmitten der Gesellschaft leben und sich stellen, als ob er ganz anders wäre, als er in Wirklichkeit ist. Ein Revolutionär muß überall eindringen, in die vornehmen Kreise und in die Mittelklasse, in den Laden des Kaufmannes, in die Kirche, in den Palast des Aristokraten, in die Welt der Bureaukraten, des Militärs, der Literatur, in die Geheimpolizei, ja in den Palast des Zaren.

§ 22. Da das einzige Ziel die völlige Emanzipation und das Glück des Volkes ist, das heißt derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, dieses Ziel aber nicht anders erreicht werden kann als durch eine alles zerstörende Revolution des Volkes, muß der Revolutionär alle seine Mittel und Kräfte daran setzen, um die Leiden und das Unglück des Volkes zu steigern, seine Geduld zu erschöpfen und es zu einer Erhebung in seiner Gesamtheit anzustacheln.

§ 25. Wir müssen uns der Welt der Abenteurer und Räuber anschließen, die die wahren und einzigen Revolutionäre Rußlands sind.

§ 26. Diese Welt zu einer einzigen pandestruk-

tiven und unbesiegbaren Kraft zusammenzufassen, das ist unsere Organisation, unsere Verschwörung und unsere Aufgabe.

Sehr bald danach aber mußte Bakunin die Erfahrung machen, daß die perverse Moral, die dieses Programm dem Staat gegenüber rechtfertigt, von Netschajew auch seinen Freunden gegenüber in der Praxis des täglichen Lebens in Anwendung gebracht wurde. Er hat Bakunin nicht nur systematisch belogen, sondern auch bestohlen und verraten. Gebilligt hatte Bakunin Netschajews Grundsätze wohl in der Theorie, aber so in nächster Nähe, als eigenes Erlebnis an einem Mann, der sich ihm als Freund genähert hatte, waren sie ihm unerträglich. So sagte er sich denn von Netschajew los, doch als die russische Regierung, der Netschajew schließlich ausgeliefert wurde, die Akten seines Prozesses veröffentlichte, war Bakunin so kompromittiert, daß der Haager Kongreß der Internationale ihn aus seiner Gemeinschaft ausschloß.

An dem Programm des Katechismus aber wurde Bakunin trotzdem nicht irre. Als im Frühjahr 1871 der Aufstand der Kommune zum Ausbruch kam, jubelte er laut, daß nun endlich der Teufel erwachen werde. „Unsere Sache ist es," so schrieb

er, „uns vorzubereiten, zu organisieren, um für den Tag, wo der Teufel erwachen wird, fertig zu sein." So ist er nach Lyon gegangen, wo allerdings der Teufel los zu sein schien. Aber auch hier scheiterte er kläglich. Er mußte schließlich froh sein, sich mit heiler Haut nach Locarno retten zu können. Der nationale Gedanke hatte sich auch in Frankreich stärker gezeigt als der kosmopolitische Anarchismus, und als vollends der große nationale Aufschwung in Deutschland allzudeutlich zeigte, daß die Verwirklichung seiner Ideen in so weite Ferne gerückt war, daß selbst ihm der Glaube schwand, den Sieg des Anarchismus zu erleben, da ließ er die Hände sinken.

Er korrespondierte und konspirierte wie früher, er arbeitete an einem großen Werk: „L'empire Knouto-Germanique et la Révolution sociale", das übrigens ebenso wenig fertig wurde, wie alles, was er anfaßte. Auch hatte er keinen Glauben mehr an den Erfolg. „Es bleibt", schreibt er 1873, „nur ein Trost, die Nähe des Todes. Du hast abgeläutet, also herunter vom Glockenturm! Der Bismarckianismus, das heißt der Militarismus, die Polizeiwirtschaft und die Finanzmonopole, vereinigt in ein System, das den Namen des neuen Staatstums trägt, siegen überall." Er schrieb an seinen leider nicht erhaltenen Memoiren und las

den Schopenhauer. Zuletzt scheint ihm auch die Erkenntnis gekommen zu sein, daß das Böse nie Quelle des Guten sein könne. Zu Ende des Jahres 1874 schreibt er einem Unbekannten: „Begreife doch endlich, daß man auf jesuitische Spitzfindigkeiten nichts Lebendiges und Festes bauen kann, daß die revolutionäre Tätigkeit zum Erfolg der Sache selbst nicht in niederträchtigen und niedrigen Leidenschaften ihre Stütze zu suchen hat, und daß ohne sichere, selbstverständlich menschliche Ideale keine Revolution zum Siege gelangen wird." Wie ganz hatte er sich damit von jenem Bakunin losgesagt, der noch 1870 predigte: „Gift, Dolch, Schlinge und dergleichen, die Revolution heiligt alles in diesem Kampfe in gleicher Weise."

Am 6. Juli 1876 ist Bakunin in Genf gestorben, an einer Herzverfettung. Sein Freund, Dr. F. Vogt, an den er sich gewandt hatte, vermochte ihn nicht mehr zu retten. Bald danach fand unter direkter Anlehnung an Bakuninsche Ideen die endgültige Organisation der Anarchisten statt. Auf dem Genfer Kongreß von 1877 zerfiel die neue Internationale, der Bakunin zuletzt angehört hatte, in die beiden Gruppen der Kollektivisten und der reinen Anarchisten. Es war das noch fortdauernde Fazit seines höchst verderblichen Lebens.

Von Nikolaus I. zu Nikolaus II.

Kaiser Nikolaus I., der Bruder und Nachfolger Alexanders I., ist der bei seinen Lebzeiten meistgefeierte und -verehrte der russischen Zaren gewesen und zugleich derjenige, den man nach seinem Tode am leidenschaftlichsten verunglimpft und gehaßt hat. Beides erklärt sich aus den äußeren und inneren Eigenschaften dieses Herrschers und daraus, daß Nikolai weder in seiner äußeren Erscheinung noch in seiner Charakteranlage und in seinen Lebensgewohnheiten einen russischen Typus darstellte.

Die überaus stattliche Figur, der edle Schnitt des Gesichtes waren ein Erbteil württembergischen Blutes, das er seiner Mutter dankte, und erinnerten in keinem Zuge an slawische oder sagen wir lieber an russische Typen. Er selbst glaubte, sein klassisches Profil der Großmutter, Katharina II., zu danken, aber das war wohl ein Irrtum. Unrussisch an seinem geistigen Wesen war die starre Konsequenz, mit der er an seiner vom Vater übernommenen Weltanschauung festhielt, der

gewissenhafte Fleiß, mit dem er erfüllte, was ihm als Pflicht galt, unrussisch seine peinliche Ordnungsliebe und ebenso unrussisch die mitleidlose Härte, mit der er diejenigen verfolgte, die er für staatsgefährliche Elemente hielt. Von den weichen Zügen im russischen Nationalcharakter finden wir keine Spur in ihm. Auch die Pedanterie seines Militarismus war unrussisch; von dem Geist, der in Potemkin und Ssuworow lebendig wirkte, und auf dem ihre Popularität noch heute ruht, war ihm nichts eigen. Er war keineswegs, was man in Rußland mit leiser Andeutung von Tadel, aber doch unwillkürlich bewundernd eine „breite Natur" nennt, er hatte von ihr, abgesehen von der aus anderer Wurzel stammenden Großartigkeit in Geldfragen, nicht den geringsten Anflug.

Bestimmend für seine geistige Entwicklung war eine kritiklose Bewunderung für den Vater, den unglücklichen Kaiser Paul, und eine gleich kritiklose Verehrung, die er seinem Bruder, dem Kaiser Alexander, widmete. Zu beiden schaute er hinauf, weniger wegen ihrer Taten, als wegen der Grundsätze, zu denen sie sich bekannten. Pauls monarchischer Absolutismus kombinierte sich ihm mit den Ideen, die Alexander bei Stiftung der Heiligen Allianz vertreten hatte. Ge-

waltsam, wie Paul, die Ideen zu bekämpfen, die von dem antimonarchischen Geist der Französischen Revolution ausgegangen waren, erschien auch ihm als heilige Pflicht, und die Erfahrungen, die ihm bei seiner Thronbesteigung der Aufstand der Dekabristen gebracht hatte, die danach die Polnische Revolution von 1830/31 vertiefte und die große politische Bewegung der Jahre 1848 und 1849 neu belebte, haben ihn zu dieser Grundlage seiner politischen Gedanken immer aufs neue zurückgeführt.

Gelernt hatte Nikolai in den Jahren, die seiner Thronbesteigung vorausgingen, nur wenig. Der Unterricht, den er erhielt, war oberflächlich, häufig unterbrochen und infolge seiner entschlossenen Trägheit in jenen Jahren wenig fruchtbar. Erst 1819 wurde ihm von Alexander mitgeteilt, daß er bestimmt sei, Kaiser zu werden. Aber auch danach wurde er von allen Regierungsgeschäften ferngehalten. Dagegen war seine militärische Ausbildung sorgfältig gepflegt worden, und er ging seinen militärischen Pflichten mit Eifer und Neigung nach. Ob er ihnen eine besondere Begabung entgegenbrachte, ist fraglich. Nach den Erfahrungen, die ihm sein türkischer Feldzug 1827 gebracht hatte, ist er niemals wieder ins

Feld gezogen. Aber er blieb bis an sein Lebensende ein leidenschaftlicher Freund militärischer Manöver, er liebte, selbst dabei die Leitung zu übernehmen, und hatte eine besondere Freude daran, große Massen in Bewegung zu setzen. Es haben sich von seiner Hand Entwürfe für militärische Operationen aus den Jahren 1830 und 1848 erhalten, sie sind aber nicht ausgeführt worden; auch scheute er davor zurück, eine große Verantwortung in Kriegsfragen auf sich zu nehmen, verfolgte aber alle Operationen wie in einem Kriegsspiel und konnte — wie namentlich seine Korrespondenz mit Diebitsch zeigt — in seiner Kritik sehr scharf sein.

In Zeiten gefährlicher politischer oder militärischer Lage versagten seine Nerven oft völlig; ging die Gefahr vorüber, so schien selbst die Erinnerung daran ihm zu schwinden. Er war leicht in Tränen, sowohl bei freudigen wie bei traurigen Ereignissen. In den Tagen, die dem Übergang Diebitschs über den Balkan vorhergingen, verlor er in der Sorge um den Ausgang alle Fassung; im Juni 1830, als die Hoffnung, Warschau zu nehmen, geschwunden war, dachte er daran, seine Grenzen bis zu Weichsel und Narew zurückzuziehen und, was westlich davon lag, seinen Alliierten, Österreich und Preußen, zu überlassen; im November 1850, als er

die Nachricht von der Mobilisierung Preußens erhielt, mußte man ihm Schröpfköpfe setzen, so wenig war er Herr seiner in Schwarz malenden Phantasie. Dabei fehlte es ihm keineswegs an persönlichem Mut, und die Unerschrockenheit, mit der er sich unzweifelhaften Gefahren aussetzte, hat mehr als einmal seine Umgebung und seine Familie in Sorgen versetzt.

Die Diplomatie des Reichs liebte er selbst zu leiten, aber es war denjenigen nicht schwer, ihn zu beeinflussen, die seine Natur studiert hatten. Der wenig bedeutende Vizekanzler Nesselrode hat so einen sehr wirksamen Einfluß ausgeübt, ebenso Baron Brunnow, der Botschafter in London, und Baron Meyendorff, der Rußland erst in Berlin, dann in Wien vertrat; das waren drei Deutsche, wie denn überhaupt fast sämtliche diplomatischen Posten des Reiches in den Händen von Deutschen baltischen Ursprungs lagen. Die übrigen Ministerien, mit Ausnahme des Finanzministeriums, das noch seit den Tagen Alexanders I. der Graf Cancrin behauptete, waren mit Nationalrussen besetzt.

Abgesehen von seinem Bruder Michail Pawlowitsch, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, hat der Kaiser zwei Freunde gehabt: den Grafen Bencken-

dorff und den Grafen und späteren Fürsten Alexei Orlow. Benckendorff war der erste Chef der Dritten Abteilung der „Höchsteigenen Kanzlei Sr. Majestät", d. h. Leiter der Geheimpolizei, Orlow nach dem 1844 erfolgten Tode Benckendorffs sein Nachfolger. Unter beiden war schließlich der General Dubbelt, Leonti Wassiljewitsch, etwa in der Stellung eines Unterstaatssekretärs, derjenige, der die Arbeit besorgte und unbedingtes Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß. Diese waren beide Ehrenmänner, und die traurige Berühmtheit, die das Institut dieser Geheimpolizei erwarb, geht weniger auf Mißbrauch der Macht zurück, die in ihren Händen ruhte, als auf die rücksichtslose Verfolgung der politischen Anschauungen, die in Widerspruch zu den Prinzipien des Kaisers standen und die schließlich dahin führten, daß jede selbständige Geistesregung als verdächtig oder gefährlich unterdrückt wurde. Benckendorff, der von Natur wohlwollend und gerecht war und sich von seinem Beruf ein Idealbild konstruiert hatte — Bestrafung der Schlechten und Schutz der Schwachen und Bedrängten — ist nicht gehaßt worden, Orlow war zu bequem und zu träge, um mehr als äußerlich dem Zusammenhang der komplizierten Probleme nachzugehen, mit denen er sich abzufinden hatte, aber

auch er war nicht übelwollend. Wohl aber ging ihm der Gerechtigkeitssinn und das Pflichtgefühl seines Vorgängers ab und er entschloß sich niemals, wie Benckendorff häufig getan hat, dem Kaiser zu widersprechen, wenn dieser den raschen Impulsen folgte, die ihm Zorn und Ärger eingaben. Das Wesentliche war für Orlow, stets sich sein gutes Verhältnis zum Kaiser zu wahren. Auch Dubbelt, der mütterlicherseits spanischer Herkunft war, kann nicht eigentlich als bösartig bezeichnet werden. Aber er war, bei äußerlich guten Formen, eine Inquisitornatur und bei allem Scharfsinn doch nicht fähig, sich dem Einfluß zu entziehen, den die untergeordneten Beamten der Gendarmerie, die das Geschäft der Spionage besorgten, ausgeübt haben. Dazu kam das ehrgeizige Bestreben, vor allem den Einfluß und die Machtstellung seiner Polizei zu behaupten. Der Haß, der auf der Dritten Abteilung ruht, geht vornehmlich auf ihn und seine Kreaturen zurück.

Seit dem großen Brande, der 1838 das Winterpalais zerstörte, trat ein Zögling Araktschejews, der General Kleinmichel, in den Vordergrund, der als Minister der Bauten und Wege eine glänzende bureaukratische Laufbahn machte. In den letzten Jahren der Regierung des Kaisers übte er als

Vertrauter Nikolais und seiner Mätresse, des Hoffräuleins Warwara Nelidow, der grande Demoiselle, wie man sie nannte, großen Einfluß in Personalfragen aus. Er war ein harter, in seinem Beruf unfähiger Mann, den die Verantwortung für den über alle Beschreibung schlechten Zustand der russischen Wege trifft, die im Krimkriege völlig versagten, was, wie ja erwiesen ist, wesentlich den unglücklichen Ausgang des Kriegs mit verschuldet hat. Trotzdem hat diese Tatsache, die der Kaiser gewiß nicht übersah, seine Gunst nicht gemindert, und das erklärt sich daraus, daß Nikolai schon lange vorher die Stellung seiner Minister zu der von bloß ausführenden Organen seiner direkten Entscheidungen herabgedrückt hatte. Er nahm die Verantwortung für alle getroffenen Maßregeln und Anordnungen auf seine Schultern und strafte nur, was gegen seinen Willen auf eigene Initiative von seinen Ministern angeordnet wurde.

Das gilt auch von der Tätigkeit des Ministers der Volksaufklärung Grafen Sergei Ssemenowitsch Uwarow. Er hat die drei Schlagworte „Orthodoxie, Selbstherrschaft und Nationalismus" geprägt, die fortan als Richtschnur für das geistige und politische Leben Rußlands galten und in vollem Umfange auch von Alex-

ander III. und Nikolaus II. übernommen worden sind. Die Verfinsterung des gesamten Bildungswesens in Rußland und die namentlich von dem Oberprokureur des Heiligen Synods, Grafen Protassow, einem ehemaligen Husarenoffizier, und dem fanatischen Klerus ausgehende Durchbrechung der von Alexander I. geschonten Gewissensfreiheit hat ebenso die prinzipielle Billigung Nikolais gefunden, wie die Unbarmherzigkeit, mit der der besondere russische Militarismus der Nation aufgezwungen wurde.

Der Träger des letzteren war Alexander Iwanowitsch Tschernitschew, der schon unter Alexander I., dessen steter Reisebegleiter er war, eine große Rolle gespielt hatte und unter Nikolaus sechsundzwanzig Jahre lang von 1826 bis 1852 das Kriegsministerium leitete. Er hatte an allen Feldzügen Alexanders teilgenommen und sich dem Einfluß nicht entzogen, den Europa auf die Russen seiner Generation ausübte. Der Verschwörung der Dekabristen blieb er fern, aber er gehörte zu den harten Richtern, die das Urteil über sie sprachen, und war trotz der glatten Formen, die ihn, der mehr Hofmann als Soldat war, auszeichneten, innerlich wenig gebildet, hochfahrend, eitel und anspruchsvoll.

Auch ihm genügte, wie dem Kaiser, der äußere Schein und auch er hat nichts getan, um die furchtbaren Mittel zu mildern, mit deren Hilfe aufrechterhalten wurde, was man in Rußland Disziplin nannte. Selbst in den Tagen Araktschejews war der Kriegsdienst weniger drückend und verhaßt als damals. Weder die Willkür der kleinen wie der hochstehenden Vorgesetzten der Soldaten ist von ihm gezügelt worden, noch hat er vermocht, den schamlosen Unterschleifen der Intendantur zu steuern. Was erreicht wurde, war der falsche äußere Schein militärischen Glanzes, eine Dressur zur Parade oder zum Manöver bei Besichtigungen und das Verbergen all der tiefen Schäden, die den Truppen Nikolais anhafteten und sie zu den unglücklichsten und geplagtesten Untertanen des Kaisers machten. Aber gewiß ist kein Herrscher jener Zeit mehr von der Vollkommenheit seines Kriegsinstruments durchdrungen gewesen als Kaiser Nikolaus I. Als im Krimkriege dieses Instrument versagte, ist auch er darüber zusammengebrochen.

Von den militärischen Vertrauten des Kaisers verdienen noch drei besonders hervorgehoben zu werden, die Feldmarschälle Diebitsch und Paskiewitsch und der General und spätere Domänenminister Kisselew.

Von ihnen ist Diebitsch bei weitem der fähigste gewesen, aber der Kaiser entzog ihm seine Gnade nach dem Mißerfolg seiner gegen Warschau gerichteten Operationen und wandte sie Paskiewitsch zu, der durch seine Erfolge im Kaukasus und gegen die Perser ihm blindes Vertrauen eingeflößt hatte. Nach der Erstürmung Warschaus gab er ihm im „Zartum Polen" eine Stellung, die etwa als die eines Vizekönigs mit unumschränkten Vollmachten bezeichnet werden kann. Das Ziel, das ihm gesetzt wurde, war, Polen so zu schwächen, daß eine neue Erhebung für alle Zeiten unmöglich gemacht werden sollte. Aber die Initiative zu den Maßregeln, die zu diesem Zweck ergriffen wurden, ist meist vom Kaiser selbst ausgegangen, und Paskiewitsch ist gelegentlich sogar bemüht gewesen, die Härte der Verordnungen zu mildern, die ihm zugingen. Paskiewitsch war jedoch weder ein Feldherr noch ein Staatsmann großen Stils. Während der ungarischen Kampagne und später vor Silistria versagte er nach beiden Richtungen völlig, ohne daß Nikolai an ihm irre geworden wäre. Mißtrauisch und kleinlich, Feind der Deutschen wie der Polen, hielt auch er an jenen drei Grundanschauungen fest, die dem Kaiser als Fundamente seiner Politik nach innen wie nach außen galten.

Pawel Dimitrijewitsch Kisselew leitet uns bereits zu dem kleinen Kreise der Männer über, die sich mit dem Gedanken einer Reform der inneren Politik des Reiches trugen. Nikolai hatte ihn als Organisator der von den russischen Truppen besetzten Donaufürstentümer schätzen gelernt und ihn 1834 an sich gezogen, um durch ihn in den kaiserlichen Domänen den Anfang mit einer allmählichen Emanzipation der Bauern zu machen. Es war nicht Kisselews Schuld, daß es bei Anläufen dazu geblieben ist. Es fehlte ihm weder an Einsicht noch an Mut, seine Gedanken auszuführen, aber die Verhältnisse waren stärker als er, und selbst die Bauern wußten ihm keinen Dank.

Wie unbarmherzig Versuche der Bauern niedergeschlagen wurden, sich den Reformen zu widersetzen, die in ihren Augen nicht eine Besserung, sondern eine Verschlimmerung ihrer materiellen Stellung bedeuteten, zeigt, um ein Beispiel anzuführen, der Bericht des Gendarmerieoffiziers Stogow, der den Auftrag erhalten hatte, die Domänenbauern zur Raison zu bringen, die im Jahre 1838 im Gouvernement Simbirsk, etwa achttausend Mann stark, sich zu passivem Widerstande gegen die Anordnungen der Regierung zusammengetan hatten.

Um sie zur Unterwerfung zu zwingen, hatte Stogow Soldaten mit scharf geladenen Gewehren und zwölf Gendarmen herangezogen, die letzteren sollten die Exekution vollziehen, die bevorstand. Den Bauern, die zur Hälfte etwa aus Tataren bestanden, hielt Stogow zunächst eine Ansprache, die mit der Frage schloß, ob sie bereit seien, sich zu unterwerfen. Sie antworteten einstimmig: Nein, wir unterwerfen uns nicht. Den weiteren Hergang schildert Stogow folgendermaßen: „Ihr wißt, Kinder," sagte ich, „daß ich nach den Bestimmungen des Gesetzes schießen muß." „Schieß, Batuschka, die Kugel wird den Schuldigen finden, wie Gott bestimmt." „Nun hört, Brüder," ich nahm den Hut ab, bekreuzigte mich andächtig in der Richtung auf die Kirche und sagte: „ich bin ebenso wie ihr ein Rechtgläubiger, zum Schießen ist es nie zu spät, in Gottes Hand liegen wir alle; wenn ein Unschuldiger erschossen wird, werde ich vor Gott strenge Rechenschaft ablegen müssen, und um keinen Fehler zu begehen, werde ich jeden einzelnen fragen, und wer sich nicht unterwirft, wird selbst schuld sein."

Ich wandte mich an den ersten:

„Unterwirfst du dich dem Gesetz?"

„Nein, ich unterwerfe mich nicht!"

„Der Kaiser hat das Gesetz gegeben, so unterwirfst du dich also nicht dem Kaiser?"

„Nein, ich unterwerfe mich nicht!"

„Der Kaiser ist der Gesalbte Gottes, du widersetzt dich Gott."

„Ich widersetze mich!"

Ich übergab den Bauern einem Gendarm mit den Worten: Nun so mache mir keine Vorwürfe! Der Gendarm übergab ihn einem anderen, so ging er von Hand zu Hand, bis er in einem verdeckten Hof anlangte, wo man ihm den Mund mit Werg stopfte, die Hände mit Riemen und die Füße mit Stricken band und ihn auf den Boden hinstreckte.

Ich hatte die Geduld, an jeden Bauern dieselbe Frage zu richten, und bekam von jedem die gleiche Antwort, im Hof band man jeden und streckte ihn hin. Diese Prozedur dauerte fast bis zum Abendgottesdienst. Die letzten zehn, zur Hälfte Mordwinen und Russen, unterwarfen sich, man entließ sie nach Hause. In der Nacht habe ich weder geschlafen noch gegessen oder getrunken, aber bei solchen Geschäften hängt alles von der Schnelligkeit ab, mit der gehandelt wird.

Als ich in den Hof kam, war er ganz von gebundenen Aufrührern besetzt. „Ruten! bringt den

ersten her." Man brachte einen Greis von siebzig Jahren. „Unterwirfst du dich?" „Nein!" „Schlagt ihn." Der Greis hob den Kopf und bat: „Befiehl rascher zuzuschlagen." Ihm war aber nicht zu helfen, dem ersten darf man nicht verzeihen, damit kann alles verdorben werden. Endlich starb der Alte und ich befahl, dem Toten Handschellen anzulegen. So wurden einer nach dem anderen, dreizehn Mann, geschlagen, bis sie tot waren, und allen Ketten angelegt. Der Vierzehnte trat hervor und sagte: „Ich unterwerfe mich." „Ach du Taugenichts, weshalb hast du dich nicht früher unterworfen! Dann hätten sich auch die gefügt, die jetzt tot sind durch Ruten. Man gebe ihm dreihundert Rutenhiebe."

Das wirkte so, daß alle, die am Boden lagen, riefen: „Wir alle unterwerfen uns, verzeih uns." „Ich kann nicht verzeihen, ihr seid vor Gott und dem Kaiser schuldig." „So bestrafe uns, aber habe Erbarmen."

Man muß — so setzt Stogow diese empörende Schilderung fort — den russischen Menschen kennen: er ist aufrichtig, unterwürfig und ruhig, wenn er für eine Schuld bestraft worden ist, ohne Bestrafung aber taugen seine Versprechungen nichts, er wird unruhig, er wartet, was noch kommen könnte, und macht neue Torheiten. Wer aber be-

straft ist — scheut sich neue Schuld zu begehen und beruhigt sich. Ich befahl den Soldaten, sich in verschiedene Gruppen zu verteilen und jedem der Aufrührer je hundert Rutenschläge zu geben, unter Aufsicht des Ispravnik, dann versammelte ich alle und sagte: „Ich habe getan, was ich nach dem Gesetz tun mußte, verzeihen kann nur der Gouverneur, er kann euch alle ins Gefängnis stecken, in dem ihr verfaulen werdet!"

„Batuschka, du bist unser leiblicher Vater, tritt für uns ein, wandele wie Gott den Zorn in Gnade." Ich ließ sie niederknien, lehrte, wie sie um Gnade bitten sollten, und versprach, für sie einzutreten, aber der Gouverneur sei sehr zornig.

Stogow hat dann mit dem Gouverneur, der aus Angst vor den Bauern krank im Bett lag, verabredet, wie zum Abschluß dieser blutigen Tragödie den Bauern noch das Possenspiel von dem angeblich unversöhnlichen Gouverneur und dem barmherzig für die Bauern eintretenden Gendarmerieoffizier vorgeführt werden sollte.

Stogow verbürgte sich für das Wohlverhalten der Bauern und kehrte unter ihren Segenswünschen nach Petersburg zurück!

Es ist ein Beispiel von unzähligen, gleich barbarischen Erziehungsmitteln, welche die Nikolaische

Methode charakterisiert, und keineswegs das brutalste.

Daß dabei ernste Reformpläne, wie sie Kisselew ohne Zweifel vorschwebten, scheitern mußten, kann nicht wundernehmen.

Das gleiche Schicksal traf zwei andere Reformer, den Grafen Panin, der als Justizminister vergeblich bemüht war, den Augiasstall der russischen Gerichte zu reinigen, und den Minister des Innern, Grafen Perowski, der an den ungeheueren Vollmachten der vom Kaiser protegierten Generalgouverneure scheiterte.

Die einzige wirkliche und bis in die Gegenwart nachwirkende Reform war die Kodifikation der russischen Gesetze. Die aber war das Werk eines Mannes, des Grafen Speranski, der um Haupteslänge alle übrigen Staatsmänner der Nikolaischen Periode in bezug auf seine Arbeitskraft und den Umfang seiner Kenntnisse überragte. War in den Tagen Alexanders I. die Organisation der Ministerien vornehmlich das Werk Speranskis gewesen, so hatte er sich um die Regierung Nikolais das große Verdienst erworben, nicht nur eine chronologische Sammlung aller seit den Tagen des Zaren Alexei Michailowitsch erlassenen Gesetze zu veranstalten und in korrektem Druck mit umfassenden

Registern zu veröffentlichen, sondern auch als Ergebnis weiterer achtjähriger Arbeit den sogenannten Swod Sakonow, das ist die systematische Ordnung der geltenden Gesetze, fertigzustellen. Es war in der Tat eine ungeheuere Arbeitsleistung, und erst nach Veröffentlichung dieses Kodex wurde es möglich, festzustellen, was in Rußland zu Recht als Gesetz galt. Aber Speranski, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit unbestritten war, krankte unter den schweren Erfahrungen, die ihm die Treulosigkeit Alexanders auferlegt hatte. Die Schwäche lag bei ihm im Charakter, der sich in der Atmosphäre des Petersburger Hofes und in der Umgebung des Kaisers nicht behaupten konnte. Die einzige Ausnahme nach dieser Richtung hat vielleicht nur der deutsche Leibarzt des Kaisers, Professor Martin Mandt, gemacht, der sich das Selbstbewußtsein deutschen Gelehrtenstolzes allen Intrigen und Versuchungen gegenüber zu wahren verstand, und dem daraufhin der Kaiser nachgegeben hat, wo beide Willen sich einander entgegensetzten, wie niemandem sonst.

Als einmal der Generalgouverneur von Moskau, Fürst Dimitri Wladimirowitsch Golitzyn, in Anlaß der geltenden Bestimmung, daß öffentliche Züchtigungen auf offenem Markt durch den Hen-

ker stattfinden sollten, dem Kaiser gegenüber — der ihn hochschätzte und ihm mehr Freiheit der Rede gestattete als anderen — sich dahin aussprach, daß Leute, die zu derartigen Strafen verurteilt würden, vorher durch einen Advokaten verteidigt werden müßten, antwortete der Kaiser mürrisch: „Offenbar hast du lange in Frankreich gelebt und, wie ich glaube, noch zur Zeit der Revolution, es ist daher nicht zu verwundern, daß du dir die dortigen Ordnungen angeeignet hast. Aber", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wer hat denn Frankreich zugrunde gerichtet, wenn nicht die Advokaten? Überlege es dir doch! Was waren Mirabeau, Marat, Robespierre und die anderen?! Nein, Fürst, solange ich regiere, braucht Rußland keine Advokaten, wir werden ohne sie weiter leben. Tue, was das Gesetz von dir verlangt, mehr verlange ich nicht von dir."

Golitzyn und der Fürst Ssuworow, der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, waren die beliebtesten und der letztere wohl auch in jeder Hinsicht der beste der Generalgouverneure Nikolais; von den übrigen ist nur wenig Gutes zu berichten, und die große Mehrzahl stellte Tyrannentypen schlimmster Art dar. Je rücksichtsloser und strenger sie waren, um so sicherer konnten sie des Schutzes des Kaisers

sein. Notorische Unfähigkeit hat den Anlaß zur Beseitigung eines Gouverneurs wohl niemals gegeben.

Um so schärfer war das Urteil Nikolais, wenn es sich um die Vergangenheit handelte. Als im Jahre 1844 der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch in Gegenwart des Fürsten Menschikow, des Admirals Greigh, des Grafen Bljudow und einiger anderer examiniert wurde, stellte der Großfürst auf die Frage, wer Menschikow war, ihn als einen der besten und eifrigsten Helfer Peters des Großen dar. Da unterbrach ihn der Kaiser: „Wie? weißt du denn nicht, daß er ein Betrüger und Schuft gewesen ist, der seinen Zaren und sein Vaterland bestohlen hat?“ Als er dann im weiteren Verlauf der Prüfung die Geschichte von Alexei, dem Sohn Peters des Großen, erzählte, sagte Nikolai: „Ja, so muß man diesen Gegenstand im Unterricht behandeln; aber wir müssen unsere Familienangelegenheit in ihrer wahren Gestalt kennen. Wende dich an Bljudow, der wird dir den wahren Hergang erzählen.“

Dabei hatte der Kaiser eine sehr lebhafte Vorstellung von der unsicheren Stellung der Dynastie. Als er 1843 aus Berlin nach Petersburg zurückkehrte, führte er seine drei jüngsten

Söhne an die Wiege seines eben geborenen Enkels, des Großfürsten Nikolai Alexandrowitsch, der bekanntlich nicht zur Regierung gelangte, sondern in Nizza an der Schwindsucht starb. „Schwört," sagte er ihnen, „euerem künftigen Kaiser. Mein Leben und das Leben eures Bruders hängt immer an einem Haar, und Gott allein weiß, ob ihr nicht bald die Untertanen dieses Knaben sein werdet." Der Großfürst-Thronfolger hatte damals in Abwesenheit des Kaisers vom Vater zum erstenmal die Vollmacht erhalten, in allen wichtigen Angelegenheiten, selbst in den Fragen, die dem Reichsrat unterlagen, endgültige Entscheidungen zu treffen. Dem Kriegsminister Tschernitschew aber hatte er in Gegenwart des Großfürsten-Thronfolgers gesagt: „Dieser da ist euer Kommandeur, wenn ich nicht zurückkehre." Solche Todesahnungen sind mehrfach an ihn herangetreten. Als sein Bruder Michail Pawlowitsch im August 1849 starb, waren diese Anwandlungen besonders heftig, und es ist der Kaiserin überaus schwer gefallen, ihm aus seiner düsteren Stimmung herauszuhelfen.

Der Kaiser war ein zärtlicher Gatte und Vater. Sein Verhältnis zu Fräulein Nelidow hat aller

Wahrscheinlichkeit mit Wissen und unter Zustimmung der damals bereits kranken Kaiserin stattgefunden und vollzog sich unter Rücksichten, die jeden öffentlichen Anstoß vermieden. Der Kaiserin hat er auf seinen Reisen durch Rußland, die stets nahezu die Hälfte des Jahres in Anspruch nahmen, wöchentlich mehrmals geschrieben, und der Ton dieser Briefe läßt keinen Zweifel an der Innigkeit der Gefühle, die er für sie hegte, und an dem Vertrauen, das er ihr schenkte.

Die Erziehung der Söhne verfolgte er aufmerksam, und besonders war es die Vorbereitung des Großfürsten-Thronfolgers, Alexander Nikolajewitsch, auf seinen künftigen Beruf, der er seine Sorge widmete. Er vertraute sie den fähigsten seiner Diener an. Speranski, Cancrin, Brunnow — um nur die bedeutendsten zu nennen. Da die sorgfältig ausgearbeiteten Entwürfe zu ihren Vorträgen erhalten sind, läßt sich wohl das Urteil fällen, daß sie ihr Bestes gegeben haben. Alexander aber zeigte vor seiner Verheiratung, die übrigens, nach einem nur schwer überwundenen, platonischen aber leidenschaftlichen Verhältnis zu einer Hofdame, eine Heirat aus Liebe war, nur geringe Neigung zu ernster Arbeit und genügte auch den Forderungen nicht, die der Vater an seine mili-

tärische Ausbildung stellte. Das alles hat sich erst später geändert. Der begabteste seiner Söhne war ohne Zweifel Konstantin Nikolajewitsch; sein Sorgenkind die leichtfertige älteste Tochter Maria, die in erster Ehe mit dem Herzog von Leuchtenberg vermählt war.

Es ist schwer zu sagen, ob der Kaiser sich glücklich gefühlt hat. Im allgemeinen könnte es für die Zeit bis Mitte der vierziger Jahre gelten, aber da er sich trotz der majestätischen Ruhe, die er der Welt zeigte, in Extremen bewegte — himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt — hat es auch in dieser Zeit für ihn Perioden tiefster Depression gegeben. Später aber hat er stets unter dem Druck der Befürchtungen gestanden, die ihm einerseits die europäische Lage, andererseits die inneren Zustände Rußlands bereiteten. Es ist auch den Zeitgenossen kaum bekannt geworden, daß die Jahre der Revolutionen von 1848 und 1849 auch in Rußland eine lange Kette von Verschwörungen und Bauernaufständen brachten, deren Existenz dem Auslande zu verbergen Nikolais stetes Bemühen gewesen ist.

Dazu kam die Sorge um die Entwicklung eines neuen Geistes in der inzwischen heran-

gewachsenen jungen Generation, die in Moskau einen Mittelpunkt ihrer geistigen Interessen gefunden hatte. Schienen diese anfänglich sich, wenngleich unter neuen Gesichtspunkten, der offiziellen Doktrin von dem gottgewollten selbstherrlichen Recht des Zaren anzuschließen, was namentlich in dem damals entstehenden Kreise der Slawophilen der Fall war, so nahmen sie bald eine Richtung an, die sich kritisch den geltenden Zuständen entgegensetzte. Anhänger des Westens, die, wie der ehemalige Gardeoffizier Tschaadajew, in Rußland mit seiner Unkultur ein Übel und in der Zivilisation des Westens ein Ideal erblickten, schienen dem Kaiser eher Geisteskranke als Verbrecher zu sein, wenn sie, wie Tschaadajew, den Kreisen des reichbegüterten alten Adels angehörten. Tschaadajew erklärte Rußland für ein überflüssiges Glied am Körper der Menschheit, denn auf dem unfruchtbaren Boden Rußlands sei überhaupt kein einziger nützlicher Gedanke erwachsen. „Keine große Wahrheit ist aus unserer Mitte hervorgegangen. Wir haben nichts selbst erdacht und von allem, was andere ersonnen, nur den Schein von Äußerlichkeiten und nützlichem Luxus übernommen." Da sich mit diesen Anschauungen zugleich eine aufrichtige Bewunderung

für den Katholizismus verband, ist es kein Wunder, daß der Kaiser Tschaadajew in ein Irrenhaus sperren ließ.

Mehr Sympathien brachte er den Gedanken der Slawophilen entgegen, die von Moskau aus ihre Gedanken verbreiteten und im Gegensatz zu den „Westlern" die Herrlichkeit Rußlands und seiner slawischen Brüder predigten. Aber sie wurden ihm verdächtig, seit sie ihm der Slawenkongreß in Prag im Bündnis mit der Revolution erscheinen ließ und seit in Südrußland eine angeblich separatistische ukrainische Bewegung aufzukommen begann. Parallel damit gingen sozialistische Strömungen, die in der sog. Verschwörung der Petraschewzen einen Mittelpunkt gefunden hatten und den Kaiser außerordentlich beunruhigten. Dann kam das Treiben der russischen Emigranten, der Herzen, Turgenjew u. a., denen die Luft in Rußland zu drückend geworden war und die nun aus der Fremde ihre Anklagen gegen sein Regiment erhoben.

Auch das Ausland begann kritischer als bisher sich ihm gegenüberzustellen, und seine politischen Berechnungen schlugen, eine nach der anderen, fehl. Österreich war, trotz des Dankes, den es ihm für die Niederwerfung der ungarischen

Revolution schuldete, nicht bereit, ihm seine orientalischen Interessen zu opfern, das Preußen Friedrich Wilhelms IV. ein konstitutioneller Staat und weniger gefügig geworden als in früheren Tagen; gänzlich fehl schlugen die Hoffnungen, die er, nach einem nicht präzis genug formulierten Abkommen über eine Teilung der Türkei, mit England vereinbart hatte, und vollends trügten die Hoffnungen, die er trotz allem auf Louis Napoleon gesetzt hatte. Er stand, als der letzte Entscheidungskampf erfolgte, allein, in einem Kriege, der die Wirksamkeit und Kraft der Maßregeln erprobte, die er im Laufe seiner Regierung getroffen hatte, um aus Rußland die erste Macht des Kontinents zu machen.

Und nun versagte alles, Diplomaten, Generäle, unter ihnen der Feldmarschall Paskiewitsch schlimmer als alle übrigen, es versagten die Finanzen, die Intendantur, die Waffenfabriken, es versagten die durch vieles Putzen fadenscheinig gewordenen Flintenläufe und die aus weichem Eisen fertiggestellten Bajonette. Die Flotte, der Stolz Nikolais, mußte versenkt werden, die Soldaten verkamen zu Zehntausenden in den Schneestürmen der weglosen Steppen Südrußlands, und als schließlich der Todesengel ein Einsehen hatte und den

Kaiser von all seinen Sorgen erlöste, hinterließ er seinem Nachfolger ein zerrüttetes Reich und einen Krieg, dessen Ende und schließlicher Ausgang sich nicht absehen ließ.

Der Kaiser ist bei vollem Bewußtsein an einer Lähmung der Lungen am 2. März 1855 gestorben wie ein Held. Er hatte die Sterbesakramente und die Kommunion empfangen, von Gemahlin und Kindern Abschied genommen und in einer letzten Unterredung mit seinem Thronerben diesem seine Gedanken über das Reich und dessen Zukunft ans Herz gelegt. Über diese letzte Unterredung haben sich jedoch keinerlei Nachrichten erhalten.

Durch ganz Rußland aber ging die Empfindung, daß man nun endlich befreit sei von einem Druck sondergleichen. Das Scheingebäude, das Nikolai errichtet hatte, brach zusammen, nach innen wie nach außen. Die Maske konnte abgeworfen werden, die man so lange getragen hatte, und tausendfältig erklang der Ruf, der den Kaiser und sein System anklagte wegen der schmählichen Lähmung, in welcher der Staat, die Gesellschaft, das Volk zu vergehen drohten.

„Erwache, Rußland!" — ruft eine der anonymen Flugschriften jener Zeit — „erwache!

Verschlungen von äußeren Feinden, zugrundegerichtet durch Sklaverei, schmählich unterdrückt durch die Dummheit der Beamten und durch Spione, erwache aus deinem langen Schlaf der Unwissenheit und Gleichgültigkeit! Lange genug haben die Nachfolger Dschingiskhans uns in Knechtschaft gehalten. Erhebe dich, richte dich auf vor dem Throne des Despoten und verlange Rechenschaft von ihm wegen des Unheils im Lande. Sage ihm kühn, daß sein Thron nicht der Altar Gottes ist, und daß Gott uns nicht verdammt hat, ewig Sklaven zu sein. O Zar! Rußland hat dir die höchste Macht anvertraut und du glaubtest ein Gott auf Erden zu sein. Und was tatest du? Verblendet von Leidenschaft und Mangel an Einsicht, hast du nur Macht gesucht und Rußlands vergessen. Du hast dein Leben mit Truppenbesichtigungen, mit Umänderung von Uniformen, mit Unterzeichnung von Gesetzentwürfen, dem Werk unwissender Marktschreier, hingebracht, du hast jenes vernunftlose Gesindel von Preßbeamten geschaffen, um ruhig schlafen zu können, ohne die Bedürfnisse deines Volkes kennenzulernen, um sein Murren und die Stimme der Wahrheit nicht zu hören. Du hast die Wahrheit begraben und vor die Tür des Grabgewölbes

einen schweren Stein gewälzt und in der Trunkenheit deines Herzens gesagt: Für sie gibt es keine Auferstehung. Und am dritten Tage hat die Wahrheit sich erhoben und ist auferstanden von den Toten. Auf, Zar, erscheine vor dem Richterstuhl Gottes und der Geschichte."

So trat Alexander II. in einer Zeit der Gärung, wie Rußland sie noch nicht erlebt hatte, seinen schweren Kaiserberuf an; ohne Zweifel mit den besten Absichten und mit ungewöhnlich guten Anlagen. Seine edle Mutter hatte ihm die Mitgift ins Leben gebracht, daß er innerlich wahrhaftig war. Es ging ihm jene Neigung zum Schauspielern ab, die auch bei Nikolaus I. so stark hervortrat. Von jenem heiligen Konservatismus, der unter dem Deckmantel der Despotie doppelt unerträglich war, finden wir nichts in ihm. Ein gewisser Schwung der Empfindung, eine ganze Summe großer Reformgedanken, ein reiches Kapital an lebendiger Menschenliebe erfüllte seine Seele. Er ist eine einzigartige Erscheinung in der Reihe der russischen Herrscher.

Wenn nur die Menschen um ihn her auch andere gewesen wären! Aber sie brachten ihm ein bei weitem größeres Kapital an gefälliger Servilität, an liebenswürdiger Scheinkultur, an

hohen Worten und innerer Hohlheit, an tönenden Versprechungen und völligem Mangel an gewissenhafter Beständigkeit. Das war es, was wie eine lähmende Fessel sich ihm um Arm und Fuß geschlungen hat, und die Niedertracht ringsumher hat in jeden heilenden Trank, den er seinem Volke bieten wollte, damit es gesunde, den Tropfen Gift kleinlichen Eigennutzes, boshafter Parteiinteressen, lähmender Unfähigkeit und, was das schlimmste war, lügenhaften Scheinwesens hineingeträufelt, durch den sie ihm alles verdorben haben: die Bauernbefreiung, die sie unvermittelt eintreten ließen, indem sie dem Vorteil des Augenblicks die Zukunft der russischen Landwirtschaft opferten; die Justizreform, indem sie, einem liberalen Schematismus zuliebe, durch Einführung der Geschworenengerichte die Entscheidungen über Recht und Unrecht einer eben erst der Peitsche des Herrn entzogenen, urteilslosen Masse überwiesen; die Stadt- und Landschaftsreform, indem sie einer verrotteten Bureaukratie die Mittel in die Hände gaben, durch Schikanen die geplante freie Selbstverwaltung in ihr Gegenteil zu verkehren.

Die teils gewissenlosen, teils wohlmeinenden Helfer des Kaisers, von denen keiner in historischer

Beherrschung seines Arbeitsstoffes und durch vorausgegangene praktische Erfahrung in freien Staaten geschult war, haben ihm sein Werk verdorben und ihm zugleich die beiden Geißeln seiner Regierung, den Panslawismus und den Nihilismus, herangezogen. Der Panslawismus bildete sich an der Polnischen Revolution von 1863 zum Panrussismus um, in dessen Gefolge die barbarische Tendenz des unduldsamen Nationalismus zu erneutem Durchbruch kam, der sich unter Nikolaus I. angebahnt hatte und heute unter Nikolaus II. seine Orgien feiert: Er vertritt das Dogma, daß ein Staat das Recht habe, über Nationalität, historisches Recht und Konfession der zahlreichen Völker Rußlands zu verfügen, als seien jene ewigen Güter Waren, die sich umsetzen lassen wie andere auch.

Merkwürdig ist, wie die Jahre 1864, 1866 und 1870 für das innere Leben und für die äußere Politik Rußlands maßgebend geworden sind. Während aus Preußen das neue Deutschland heranwuchs, trug man sich in den ersten Phasen dieser Entwicklung mit der Illusion, daß auch das neue Gebilde dieselbe Stellung zum Zarenreich einnehmen werde wie das Preußen Friedrich Wilhelms III. und IV. zu Nikolaus I. Ein deutsches

Reich, das deutsche Politik und nur deutsche Politik treiben wollte, erschien wie eine Anomalie, und vollends, als nach dem siegreichen Ausgange des Deutsch-Französischen Krieges Deutschland so stolz und mächtig auf eigenen Füßen stand wie nie zuvor, bäumte der russische Neid sich auf, und bald war es so weit, daß Deutschland unter den Russen nur noch einen Freund hatte, den Kaiser Alexander II.

In dieser Kombination entstand die gefährlichste Krankheit des modernen Russentums, der Nihilismus, von dem nur Toren behaupten können, daß er heute überwunden ist. Er hat nur seinen Namen abgeworfen und immer neue Formen angenommen. Alexander II. ist ihm physisch zum Opfer gefallen, aber zu voller Geltung gelangte er erst unter Alexander III., der ihn ausgerottet zu haben meinte und ihn doch nur in andere Bahnen lenkte. Alles Unheil, das die Regierung Nikolaus' II. Rußland und der Welt brachte, geht im Keim auf ihn, Alexander III., zurück. Der Japanische Krieg, die Revolution und schließlich die Mobilisierung aller Neider und Feinde deutschen Wesens zum Weltkrieg sind von ihm vorgedacht und von seinem Nachfolger in die blutige Wirklichkeit der Gegenwart geleitet worden.

Diesem schüchternen, blauäugigen Zaren, der verschlagen und falsch ist wie Alexander I., und dem der Absolutismus ansteht wie einem Mädchen der Brustharnisch, hat das russische Volk mehr Blutopfer bringen müssen als all seinen Vorgängern zusammengenommen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß, wenn der Weltkrieg das Ende gefunden haben wird, das er finden muß, im Innern des Reichs die blutige Saat reifen wird, die er und sein Vater gesät haben.

Zeittafel

862	Offizielles Gründungsjahr des russischen Reiches.
989 od. 990	Annahme des griechischen Christentums durch Wladimir den Heiligen.
1238—1480	Fremdherrschaft der Mongolen.
1462—1598	Die letzten Zaren in Moskau aus dem Hause Rurik.
1605/06	Der falsche Demetrius: Höhepunkt des polnischen Einflusses in Rußland.
1613	Das Haus Romanow kommt zur Herrschaft.
1682—89	Gemeinschaftliche Regierung Iwans V. und Peters I. unter Regentschaft der Großfürstin Sophia.
1689—1725	Selbstregierung Peters des Großen.
1696	Eroberung Asows am Schwarzen Meer.
1697/98	Peters erste Europareise.
1699—1721	Der Nordische Krieg Rußlands, Polens, Dänemarks gegen Schweden.
1700	Russische Niederlage bei Narwa.
1703	Gründung von „Sankt Peterburg".
1709	Russischer Sieg bei Poltawa über Karl XII.
1718	Tod des Zarewitsch Alexei.

1721	Rußland erhält im Frieden von Nystad: Livland, Estland und Ingermanland.
1721	Einsetzung des „Heiligen Synod".
1722	Erlaß der Rangtabelle und Schaffung des Beamtenadels („Tschin").
1725—27	Katharina I., Witwe Peters des Großen.
1727—30	Peter II., Sohn des Zarewitsch Alexei.
1730—40	Anna, Tochter Iwan Alexejewitschs. Einfluß Birons, Ostermanns, Münnichs.
1736—39	Türkenkrieg; Münnich erstürmt Otschakow (37) und siegt bei Stawutschani (39).
1740—41	Iwan VI., Großneffe der Zarin Anna. Sturz Birons.
1741	Absetzung Iwans, Sturz Münnichs und Ostermanns.
1741—62	Elisabeth, zweite Tochter Peters des Großen. Französischer Kultureinfluß statt des deutschen, Bündnis mit Österreich.
1757—62	Krieg gegen Friedrich den Großen.
1762	Peter III., Sohn der älteren Tochter Peters des Großen, Anna, und Karl Friedrichs von Holstein-Gottorp.
1762—96	Katharina II., Gemahlin Peters III., geb. Prinzessin von Anhalt-Zerbst.
1764	Stanislaus August Poniatowski, Katharinas früherer Geliebter, wird durch sie König von Polen.
1767	Tagung der großen Gesetzgebungs-Kommission.

1768—74	Erster Türkenkrieg Katharinas.
1772	Erste Teilung Polens.
1773—75	Der Pugatschewsche Aufstand.
1774	Potemkin, Generaladjutant und erklärter Günstling Katharinas.
1774	Friede von Kutschuk Kainardschi: Rußland erzwingt für seine Handelsschiffe von der Türkei freie Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen.
1783	Einverleibung der Krim.
1787	Reise Katharinas nach Südrußland und der Krim. Potemkinsche Dörfer.
1787—92	Zweiter Türkenkrieg Katharinas.
1788—90	Schwedischer Krieg gegen Rußland
1791	Potemkin †
1793—95	Zweite und dritte Teilung Polens.
1795	Einverleibung Kurlands.
1796—1801	Paul I., Sohn Peters III.
1801—25	Alexander I., ältester Sohn Pauls I.
1805—07	Krieg gegen Napoleon.
1806—12	Türkenkrieg Alexanders, Rußland erwirbt Beßarabien.
1809	Krieg gegen Schweden, Rußland erwirbt Finnland und die Alandsinseln.
1812—14/15	Krieg gegen Napoleon.
1814/15	Wiener Kongreß; Alexander stiftet die Heilige Allianz, erhält Polen und verleiht ihm eine Verfassung.
1816—19	Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen.

1825—55	Nikolaus I., dritter Sohn Pauls I.
1825	Verschwörung der „Dekabristen".
1828/29	Erster Türkenkrieg Nikolaus' I.
1830/31	Polnischer Aufstand.
1843	Bakunins Abhandlung „Die Reaktion in Deutschland".
1848	Erster Panslawistenkongreß in Prag.
1854—56	Der Krimkrieg.
1855—81	Alexander II., Sohn Nikolaus' I.
1861	Bauernbefreiung in Rußland.
1863	Letzter polnischer Aufstand.
1866	Erstes nihilistisches Attentat auf Alexander II.
1872	Bakunin wird vom Sozialistenkongreß im Haag aus der Internationale ausgeschlossen.
1874	Erster großer Nihilistenprozeß gegen 193 Angeklagte.
1876	Bakunin †
1877/78	Russisch-Türkischer Krieg; Rußland erhält Kars und Batum in Armenien.
1881	Ermordung Alexanders II.
1881—94	Alexander III., zweiter Sohn Alexanders II.
1891	Russisch-französische Annäherung, die französische Flotte in Kronstadt.
1894	Nikolaus II., Sohn Alexanders III.
1896	Der blutige Krönungstag auf dem Chodinskifeld.
1897	Die Russen in Korea, Besetzung von Port Arthur.
1904/05	Russisch-Japanischer Krieg.
1905	Das „Oktober-Manifest" bewilligt die Grundlagen einer Verfassung.

Zeittafel

1905/06	Straßenkampf in Moskau, Unruhen in Polen, Lettische Revolution.
1906	Die erste Duma.
1907	Verständigung mit England über Persien.
1907	Die dritte Duma mit nationalistischer Mehrheit.
1908	Eduard VII. in Reval, Vollendung des Dreiverbandes.
1909	Nikolaus II. in Racconigi, russisch-italienische Annäherung.
1912	Stiftung des Balkanbundes unter russischer Ägide.
1914	Ausbruch des Weltkrieges.

Männer und Völker

Bisher erschienen:

Bismarcks Erbe

von Professor Hans Delbrück

Professor Delbrück, der berühmte Historiker der Berliner Universität, schildert in diesem Buche Bismarcks Lebensarbeit, die gewaltigen Erfolge seiner inneren und äußeren Politik. Er zeigt, was von ihr bleibenden Bestand hat, und worin wir, im notwendigen Übergang von der Kontinental- zur Weltpolitik, uns mit Recht von Bismarcks Wegen entfernt haben.

Das englische Gesicht

mit Beiträgen von den Professoren von Liszt, Jastrow, von der Goltz, Frischeisen-Köhler, Roloff und Privatdozent Valentin

Das England von heute, seine Kultur, Geschichte und Politik, das ganze englische System, das die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges trägt, schildert und beleuchtet dieses Buch. Unbeeinflußt vom Haß der Stunde, geben die Verfasser ein wahrheitsgetreues Gesamtbild des britischen Volkscharakters.

Jeder Band 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Männer und Völker

Die Welt des Islam

von Professor Friedrich Delitzsch

Die Religion und Kultur des Islam, die geschichtliche Entwicklung und den sittlichen Begriff des Mohammedanismus behandelt Friedrich Delitzsch, der allbekannte Verfasser von „Babel und Bibel“, und bringt unserem Verständnis den Glauben und die Gedankenwelt der dreihundert Millionen näher, die der Heilige Krieg jetzt zu den Waffen gerufen hat.

Moltke

von A. v. Janson, General der Inf. z. D.

Mit der Treue des Historikers zeichnet General d. Inf. z. D. v. Janson das Bild des verschlossenen, nur seinen großen Pflichten lebenden Schlachtendenkers. In das vornehme, nach harter Jugend einsame Menschentum des seltenen Mannes läßt der angesehene Militärschriftsteller blicken, das in den gedankenvollen Briefen Helmut von Moltkes an die Braut und Gattin so rein und harmonisch sich ausspricht.

Jeder Band 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Afrikanische Köpfe

von Carl Peters

Dieses Buch von Carl Peters behandelt Männer und Völker Afrikas, die Persönlichkeiten, die als Herrscher oder Verwalter großer Reiche in der neueren Geschichte des dunklen Erdteils hervortraten, und die Schicksale der einzelnen Staatengefüge. Alle afrikanischen Probleme sind hier zusammengefaßt, deren Lösung vom Weltkrieg abhängt.

Aegypten

von Professor Georg Steindorff

Vom Eroberertraum Napoleon Bonapartes an verfolgt der hervorragende deutsche Aegyptologe Aegyptens neuere Schicksale, bis zum Bau des Suezkanals und bis zum Aktienkauf, der das von Englands Intrigen gehemmte Kulturwerk und damit die Macht über das erschöpfte Vizekönigtum den Engländern sichert. Wie die heimliche Glut des mohammedanischen Nationalismus höher emporschlägt, und wie von Syrien her planvoll der türkische Vormarsch gegen Suez beginnt, das ist der Inhalt des letzten Kapitels.

Jeder Band 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Männer und Völker

Die Träger des deutschen Idealismus

von Professor Rudolf Eucken

Über die unsterbliche Macht des sieghaften deutschen Geistes spricht in diesem Werk der berühmte Philosoph der Jenaer Universität. Aus der ehernen Gegenwart, die uns zwingt, einem beispiellosen Ansturm von Haß und Neid zu trotzen, führt Rudolf Eucken in die Zeiten der klassischen deutschen Philosophie, in das Heiligtum der weltenschaffenden deutschen Seele.

Weltpolitik und Weltkatastrophe

1890—1915

von Professor Paul Herre

Dieses Buch des Leipziger Forschers ist die erste historische Gesamtdarstellung der Machtfragen, die den Weltkrieg hervorgerufen haben, die erste, die mit den Ursachen selbst beginnt und ihre notwendige Fortwirkung dartut. Alles politisch-diplomatische Material, das von den Regierungen Europas mitgeteilt worden ist, der Brief- und Telegrammwechsel der Herrscher, der Kabinette, der Gesandten, bis zu dem Fund in den belgischen Staatsarchiven, ist für das lichtvolle Werk benutzt. In großen Zügen charakterisiert es den Zustand Europas seit Bismarcks Abschied.

Jeder Band 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Französische Staatsmänner

von Max Nordau

Das Buch Max Nordaus ist die erste Geschichte der Französischen Republik von ihrer Entstehung aus dem Zusammenbruch des Napoleonischen Kaisertums bis zu den Tagen des Weltkrieges. In einer Reihe glänzend geschriebener Charakterbilder veranschaulicht Nordau den Sinn der großen Parteikämpfe, die seit 1871 in Frankreich geführt wurden, deren Höhepunkt der Dreyfus-Skandal war, und deren Wiederaufnahme nach dem Kriege zu erwarten ist. Mit geistvoller Schärfe sind hier die Züge der leitenden Staatsmänner festgehalten.

Die Kolonialreiche der Großmächte

von Legationsrat

Dr. Alfred Zimmermann

Die Schrift des Legationsrats Alfred Zimmermann, der als Geschichtsschreiber der preußisch-deutschen Handelspolitik rühmlich bekannt ist, stellt in klaren Linien Umfang und Wert des von den heutigen Großmächten errungenen Kolonialgebiets fest. Sie verfolgt die mit Zähigkeit betriebene Erweiterung der britischen Herrschaft, und sie weist nach, welche Zukunftsaufgaben, trotz der gegenwärtigen Lage über See, des siegreichen Deutschlands in fernen Erdteilen harren.

Jeder Band 1 Mark

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Ullstein & Co
Berlin SW 68

DK
37
S35

Schiemann, Theodor

Russische Köpfe

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY